

**Carl Schmitt – Briefwechsel
mit einem seiner Schüler**

Carl Schmitt – Briefwechsel mit einem seiner Schüler

Herausgegeben von Armin Mohler
in Zusammenarbeit mit Irmgard Huhn
und Piet Tommissen



Akademie Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Schmitt, Carl:

Carl Schmitt – Briefwechsel mit einem seiner Schüler / hrsg.
von Armin Mohler. In Zusammenarbeit mit Irmgard Huhn und
Piet Tommissen. – Berlin : Akad. Verl., 1995

ISBN 3-05-002773-8

NE: Mohler, Armin [Hrsg.]; Schmitt, Carl: [Sammlung]

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 1995

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der VCH-Verlagsgruppe.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.

Das eingesetzte Papier entspricht der amerikanischen Norm ANSI Z.39.48 – 1984
bzw. der europäischen Norm ISO TC 46.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Satz: Hans Herschelmann

Druck: GAM Media GmbH, Berlin

Bindung: Dieter Mikolai, Berlin

Printed in the Federal Republic of Germany

Gewidmet
Frau Anni Stand
zum 18. Mai 1995

Frau Anni Stand, 1915 in Hildesheim geboren, hatte bei ihrem Bekanntwerden mit der Familie Schmitt bereits einen festen Beruf: sie war Gutssekretärin. Im Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen gibt es zwei Fachschulen, welche Gutssekretärinnen ausbilden. Die eine ist der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Halle angeschlossen; die andere findet sich im Lette-Haus in Berlin, einem auf den Sozialpolitiker Wilhelm Adolf Lette (1799–1868) zurückgehenden Pionierinstitut zur „Förderung der Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts“. Frl. Anni besteht ihr Examen in Berlin und beginnt ihre berufliche Tätigkeit auf großen Rittergütern – eine Welt, die ihr bald vertraut wird. Es war ein Glücksfall für die Familie Schmitt, daß sie mit 23 Jahren auch die Großstadt kennenlernen wollte: sie antwortete auf das Inserat dieser Professorenfamilie, welche stets wachsende gesellschaftliche Verpflichtungen zu bewältigen hatte und deshalb das mit Zeugnissen seiner hochadligen Arbeitgeber versehene Fräulein gleich engagierte. „Fräulein Anni“ schwankte allerdings zwischen den Rittergütern, die bessere Aufstiegsmöglichkeiten boten, und dem Flair der Frau Duschka. Ob es der Professor war, der die salomonische Lösung fand? Man einigte sich darauf, daß die Arbeitgeber auf dem Lande Fräulein Anni für besonders wichtige Festivitäten im Dahlemer Haus des Professors freigaben. So riß

denn das Band zwischen Stadt und Land nach 1938 nicht ab (was in Zeiten knapper werdender Nahrungsmittel seine besonderen Vorzüge hatte). Doch nach seinem Sturz, nach dem Rückzug in die beengten Plettenberger Verhältnisse konnte sich Carl Schmitt kein Frl. Anni mehr leisten. Nach dem Tod von Frau Duschka im Jahr 1950 wird das Leben für den Professor schwieriger. Die beiden Schwestern und die Tochter Anima kümmern sich um ihn. Frl. Anni hält sich längere Zeit in England auf. Doch dann kann sie dem Flehen ihrer Freundin Anima nicht widerstehen, welche studieren möchte. Frl. Anni verzichtet auf ihre anderen Pläne, kommt Weihnachten 1952 nach Plettenberg, schafft dem Professor wieder ein Heim und wird ihm von nun an bis zu seinem Tode als seine Hausdame zur Seite stehen. Wenn Carl Schmitt in seinen späten Jahren Erstaunliches geschrieben hat, was uns heute noch bewegt, so ist das gewiß das Werk eines großen Meisters. Soweit andere Menschen daran ihren Anteil haben, ist in erster Linie diese tapfere und selbstlose Frau Anni Stand zu nennen. Sie ist am 18. Mai 1995 in Plettenberg, in Carl Schmitts letzter Behausung „San Casciano“, 80 Jahre alt geworden.

Geleitwort

Der am Ostermontag 1985, knapp vor seinem 98. Geburtstag, in seinem Geburtsort Plettenberg verstorbene Professor für Staatsrecht und Völkerrecht Carl Schmitt bewegt nach wie vor die Gemüter. Die Reaktion auf seine Schriften und seine Handlungen ist vielfältig; die Spanne reicht von Entrüsteten, für die er der Teufel in Person bleibt, über viele Zwischenstufen bis hin zu jenen Lesern, die ihn für einen der subtilsten, noch keineswegs ausgeloteten Geister dieses Jahrhunderts halten.

Bei einer solchen Spannweite der Reaktionen wundert es nicht, daß Carl Schmitt heute zum meistdiskutierten Rechtsgelehrten geworden ist – und das weit über Deutschland hinaus. In den Hochschulen rund um den Erdball hat er inzwischen sogar Martin Heidegger aus der Rolle des am intensivsten unter die Lupe genommenen zeitgenössischen Denkers aus Deutschland verdrängt. Die Flut der Sekundärliteratur über Carl Schmitt hat seit seinem Tod ein Ausmaß erreicht, das auch ein Spezialist kaum mehr zu überblicken vermag.

In einer solchen Situation blühen Mythen, positive wie negative, auf. Der Mensch Carl Schmitt droht hinter seiner Wirkung zu verschwinden. Die posthum unter dem Titel „Glossarium“ veröffentlichten „Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951“ (1991 bei Duncker & Humblot erschienen) geben zwar einen jähren Einblick in die Seele und das Denken Schmitts unmittelbar nach der Entlassung aus der amerikanischen Haft und unter der Erfahrung, wie man aus einer Persönlichkeit des öffentlichen Lebens zu einem Geächteten wird. Der Monolog des „Glossarium“ ist das Zeugnis dieser Zäsur in Schmitts Leben und als solches unersetzlich.

Carl Schmitt war jedoch für die Rolle eines einsamen Wolfes nicht geeignet. Bis in sein hohes Alter hinein war er von einer erstaunlichen Neugier (im guten Sinne des Wortes). Er suchte unablässig nach neuen menschlichen Kontakten. Seine Freunde sagten ihm nach, daß er „ohne das Gespräch gar nicht denken“ könne. So sehr er auch immer auf gutbürgerliches Aussehen hielt – manchmal konnte er einem schon wie ein Indianer vorkommen, der den Horizont nach Rauchzeichen absucht.

Es ist die große Lebensleistung des späten Carl Schmitt, daß er den Status eines „Geächteten in einer sauerländischen Kleinstadt“ von sich abzuschütteln vermochte. Nicht nur mit Büchern wie dem „Nomos der Erde“ (1950), der „Politischen Theologie

II“ (1970) oder dem „Gespräch über die Macht“ (1954), in dem sogar Kanzler-Kandidaten Rat suchten. Erstaunlich war das, was Schmitts Feinde spöttisch und neidisch zugleich die „Wallfahrten nach Plettenberg“ nannten.

Zwar lebte Carl Schmitt in den ersten drei bis vier Jahren nach der Entlassung aus der Haft (1947) noch recht einsam in seinem Geburtsort und Refugium Plettenberg – aber da waren die Deutschen ohnehin mit dem Wiederaufbau ihrer Häuser und ihrer Existenzgrundlagen beschäftigt. Dann sprach sich bald herum, daß der „Don Capisco“ (Ernst Jüngers Spitzname für C. S.) nach wie vor ein Meister des Gesprächs sei. Der stetig steigende Strom der Besucher begann mit Studenten, Künstlern und Spätheimkehrern, für die das Gespräch mit dem zierlich gebauten großen Mann eine Art von Initiation war. Es folgten die jüngeren Politiker und die Zeitungleute, schließlich Männer der Wirtschaft, die nach Rat im Netz der neuen Gesetze suchten. Und wenn sogar „Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens“ auftauchten, so waren sie froh, fern der großstädtischen Redaktionen in einem stillen Landgasthof mit Carl Schmitt ein „Gespräch über die Lage“ führen zu können. Und dieser Strom hielt bis über Schmitts 90. Geburtstag hinaus an.

Einen erheblichen Anteil an dieser Lebensleistung haben Carl Schmitts Briefe. Er war sein Leben lang ein passionierter Schreiber von Briefen, und das im wörtlichen Sinne. Ein Brief ist für ihn keine Fortsetzung eines Tagebuches, und er ist überhaupt kein Baustein zu einem künftigen Buch. Für Schmitt taugt ein Brief weder als Rundbrief noch als Urkunde oder Dokument – das gibt er schon damit zu erkennen, daß bei ihm getippte Briefe, welche Durchschläge erlauben, selten sind. Der Regelfall ist, daß der Empfänger eines Briefes von Carl Schmitt einen handschriftlichen Originalbrief in Händen hat. Damit zeigt Schmitt, daß das Schreiben eines Briefes für ihn die Fortsetzung (oder die Eröffnung) eines konkreten Gespräches mit andern Mitteln ist. Das macht das Authentische, die Spontaneität der Schmitt-Briefe aus.

Der Autor, der sich in seinen Büchern so strikt hinter sein Werk zurücknimmt, zeigt sich in seinen Briefen zwar nicht unverhüllt, aber weniger verhüllt. Wer, wie der Herausgeber dieses Briefbandes, der altmodischen Meinung ist, daß die Person des Autors ein legitimer Schlüssel, neben anderen, zu dessen Werk ist, kann die Veröffentlichung der verschiedenen Schmittschen Briefwechsel nur begrüßen. Allerdings weiß er auch, daß gerade die auf die Person gerichtete Unbedingtheit des Korrespondenten Schmitt die Veröffentlichung solcher Editionen erschwert. Der in das Nordrhein-Westfälische Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf integrierte NACHLASS CARL SCHMITT ist zwar im Besitz von 19000 Briefen und Karten *an* C. S., dem aber nur eine kärgliche Zahl an Briefen *von* C. S. gegenübersteht. Ob man je eine größere Zahl von Korrespondenzen Carl Schmitts lesen kann, ist zunächst in die Hand der Besitzer der Originalbriefe gegeben.

Bisher konnte Professor Piet Tommissen in den Bänden I bis IV seiner verdienstvollen Buchreihe „Schmittiana / Beiträge zu Leben und Werk Carl Schmitts“ (1988–1994) eine Anzahl von kleineren Briefwechseln mit C. S. herausgeben. Das vorliegende Buch ist die erste Veröffentlichung einer umfanglicheren Korrespondenz.

Sie geht auf die Anregung von Professor Paul Noack zurück, dem der Schreibende seine Briefe von Carl Schmitt zur Arbeit an seiner C. S.-Biographie zur Verfügung gestellt hatte. Noack hielt den Briefwechsel Schmitt-Mohler aus vier Gründen für gut geeignet als erste voluminösere Edition dieser Art. Erstens umfasse er einen längeren Zeitraum von Schmitts Leben (1947 bis 1980). Zweitens lebe der eine Partner noch, was die Kommentierung der Briefe erleichtere. Drittens gebe eine solche Korrespondenz des Meisters mit einem seiner Schüler mehr her über seine Lebensumstände und sei ungezwungener als die Auseinandersetzung mit einem gleichrangigen Gelehrten über abstraktere Dinge. Viertens aber werfe Mohlers Balance zwischen seinem Idol Ernst Jünger und seinem Lehrer Carl Schmitt gleich Licht auf zwei große Männer.

Der Nachlaßverwalter von Carl Schmitt, Professor Dr. Joseph H. Kaiser, emer. Ordinarius für öffentliches und Völkerrecht an der Universität Freiburg, war so freundlich, die in Mohlers Besitz befindlichen Briefe von Carl Schmitt zur Veröffentlichung freizugeben. Weiter hat er die zum NACHLASS CARL SCHMITT gehörenden Briefe Mohlers an Carl Schmitt, von denen Mohler nur einen einzigen in Kopie besitzt, diesem zur Verarbeitung in die Edition zur Verfügung gestellt. Der Schreibende dankt dem Nachlaßverwalter für die ihm zugewiesene, ehrenvolle Aufgabe – er sucht ihr nach Kräften nachzukommen.

Die Gefühle, die mich bei dieser Edition bewegen, sind nicht leicht zu beschreiben. Ein junger Politologe scheint das bemerkt zu haben und kommt mir mit einer nüchternen Formel zu Hilfe. Es ist Dirk van Laak in seinem aufregenden Buch „Gespräche in der Sicherheit des Schweigens / Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik“ (Berlin 1993, S. 262). Van Laak setzt an bei der Spannung zwischen Ernst Jünger und Carl Schmitt und fährt fort: „... zwischen der spannungsgeladenen ‚Männerfreundschaft‘ beider hatte sich Mohlers Bildungsweg vollzogen und sein Selbstbewußtsein ausgeprägt. Zwischen beiden war er in das Herz des deutschen Konservatismus vorgestoßen.“

München, im Januar 1995

Armin Mohler

Was der Leser wissen muß

I

Dieses Buch enthält den von 1948 bis 1980 andauernden Briefwechsel zwischen Carl Schmitt (1888–1985) und einem seiner Schüler, Armin Mohler (geb. 1920). Das Gewicht liegt auf Carl Schmitt: von ihm sind alle vorhandenen Briefe und Karten (die letzteren oft ebenso inhaltsreich wie die Briefe) vollständig abgedruckt. Die Stellen, an welchen ausnahmsweise etwas weggelassen wurde – unter Rücksicht auf noch lebende Personen oder auf deren ausdrücklichen Wunsch – sind mit dem Zeichen <...> markiert.

II

Die Briefe und Karten von Armin Mohler an Carl Schmitt sind durch Kursivdruck von den Schmittschen Texten unterschieden. Sie werden in der Regel nur soweit auszugsweise zitiert, wie es für das Verständnis des von Carl Schmitt Gesagten notwendig ist; selten werden diese Briefe ganz abgedruckt.

III

Für die Kommentierung ist Armin Mohler verantwortlich. Um der Lesbarkeit willen erscheinen diese Kommentare und bio-bibliographischen Daten in Petit-Schrift jeweils am Ende der Seite. Das setzte eine gewisse Selektion dieser Anmerkungen voraus – sie wird im Anhang begründet.

IV

Die Briefe und Karten von Carl Schmitt und die Auszüge aus der Post von Mohler unterliegen einer gemeinsamen, durchgehenden Numerierung, ebenso die Kommentare (= „Anmerkungen“). Hinweise auf andere Textstellen innerhalb des Buches werden

mit Hilfe dieser Numerierung – der betreffenden Zahl und vorangesetztem „Nr.“ bzw. (bei Anmerkungen) „Anm.“ – vorgenommen.

V

Um die Kommentare von einer Überlastung durch bibliographische Hinweise zu bewahren, sind im Anhang des Buches Bibliographien der drei am häufigsten erwähnten Autoren (C. S., Ernst Jünger, Mohler) eingerichtet. Von ihren Büchern werden in den Kommentaren nur der Name des Autors, der Kurztitel des Buches und das Erscheinungsjahr genannt – alle genaueren Angaben können im Anhang nachgeschlagen werden. Von den drei dort untergebrachten Bibliographien ist die von C. S. die umfangreichste: sie stellt nicht nur alle selbständigen Schriften von C. S. von 1910 bis heute vor, sondern auch alle Aufsätze, die er seit dem Beginn des vorliegenden Briefwechsels (1948) veröffentlicht hat. Außerdem wird die wichtigste Sekundärliteratur über C. S. vorgeführt. Die beiden anderen Bibliographien beschränken sich fast ausschließlich auf die selbständig erschienenen Bücher (die von Ernst Jünger nur bis zum Tode seines Antipoden C. S.).

VI

Das Personenregister am Ende des Buches dient dem Zurechtfinden im Buch. Es erfaßt auch die Personen, welche nicht identifiziert werden konnten. Schlüsselpersonen wurden, wo das nötig (und möglich) war, in Kurzporträts dargestellt – diese werden durch Kursivdruck der betreffenden Seitenzahl von den übrigen Anmerkungen unterschieden.

VII

Insbesondere an jüngere Leser richtet sich der Hinweis, daß es in den Jahren, in denen dieser Briefwechsel einsetzt, noch keine Fotokopierapparate im heutigen Sinne gab. Wer einen Text weitergeben wollte, ohne das Original aus der Hand zu geben, war auf Abschrift angewiesen – Wiedergaben mit Hilfe der normalen Photoapparate von damals waren zeitraubend und teuer. Das erklärt, weshalb in den frühen Nachkriegsjahren ungewöhnlich viel Zeit verwendet wurde auf die Weitergabe von Briefen, Zeitungsausschnitten und sonstigen Texten oder warum dringlich um Rückgabe gebeten wurde.

VIII

Das Buch enthält weder eine Biographie von Carl Schmitt noch eine Deutung seines Werkes. Vielleicht aber finden sich in ihm einige Bausteine zum einen wie zum andern.

Zeichen und Abkürzungen

()	Runde Klammern innerhalb der Brieftexte,
*	Sternchen für Fußnoten und
...	Punkte <i>ohne</i> jede Klammer sind den Autoren vorbehalten
<...>	Spitze Klammern mit drei Punkten bezeichnen Auslassungen des Herausgebers
[]	eckige Klammern kennzeichnen Zusätze des Hrsg.'s
[?]	eckige Klammern mit Fragezeichen unmittelbar hinter einem Wort signalisieren immer nur die Unsicherheit der Lesart
[..?..]	eckige Klammern mit Punkten und Fragezeichen stehen für
oder [..?]	ein unlesbares oder nur z. T. lesbares Wort
— — —	gestrichelte Linie trennt jeweils den Brief von den Anlagen
hs	handschriftlich bzw. handgeschrieben
ms	maschinenschriftlich bzw. maschinegeschrieben
AK	Ansichtskarte
B	Brief
BK	Briefkarte
DS	Drucksache
PK	Postkarte
Tel	Telegramm

Übersicht über die am häufigsten auftretenden Personen

Plettenberg

Prof. Dr. iur. <i>Carl Schmitt</i> (1888–1985)	Abk.	auch genannt:
Frau <i>Duschka Schmitt</i> , geb. Todorovič (1903–1950), 2. Gattin von C. S., verheiratet seit 1926	C. S.	„Don Capisco“ Frau Duschka, C. S. spricht sie als „Frau Schmitt“ an
<i>Anima Schmitt</i> (1931–1983), spätere Anima Schmitt de Otero; einziges Kind der Familie, seit 1957 verheiratet mit:		Anima
Prof. Dr. iur. <i>Alfonso Otero Valera</i> (geb. 1925), Professor an der Universität von Santiago de Compostela		Alfonso
Frau <i>Anni Stand</i> (geb. 1915), 1938–1947 in die Familie aufgenommen, von 1952 bis zum Tode von C. S. Hausdame in Plettenberg		Frl. Anni

Nachbarliche Freunde der Familie:

<i>Ernst Hüsmert</i> (geb. 1928), Dipl. Ing.	Ernst
<i>Peterheinrich Kirchhoff</i> (1885–1973), Fabrikant und CDU-Bundestagsabgeordneter	

Wilflingen

<i>Ernst Jünger</i> (geb. 1895)	E. J.	„Capitano“
---------------------------------	-------	------------

Frau <i>Greta Jünger</i> , geb. von Jeinsen (1906–1960), 1. Gattin von E. J., verheiratet seit 1925	Frau Greta
(<i>Carl</i>) <i>Alexander Jünger</i> (1934–1993), 2. Sohn von E. J., Arzt, Patenkind von C. S.	Alexander
Dr. iur. <i>Friedrich Georg Jünger</i> (1898–1977), Bruder von E. J., Lyriker und Erzähler	F. G. J.

Basler Trias

Gerhard Nebel erfand diesen Namen für drei Studenten (zwei Basler und der Winterthurer Hürsch), die in den frühen Nachkriegsjahren ihren deutschen Idolen Ernst und Friedrich Georg Jünger, Gottfried Benn und Carl Schmitt in ihrer etwas bedrängten Lage zu Hilfe kamen: sie organisierten unter schweizerischen Lesern dieser Autoren den Versand von Care-Paketen und Einladungen in die Schweiz, stellten Kontakte zu Verlegern her und brachten mit Hilfe ihrer Schweizer Pässe Post unzensiert ins Ausland. Auch Nebel erhielt Pakete und Einladungen.

Dr. phil. <i>Hans Fleig</i> (1916–1988), Auslands- berichterstatteur und später Auslandsredakteur der Zürcher Tageszeitung „Die Tat“	H. Fl. u. H. F.
--	-----------------------

Frau *Oie Fleig* (1921–1981), die estnische
Gattin von H. Fl.

Frau *Jutta Fleig* (geb. 1949), Tochter von
H. und Oie Fl.

<i>Erhard Hürsch</i> (geb. 1920), Weltreisender, „fotografierender Journalist“	Erhard
---	--------

<i>Dr. phil. habil. Armin Mohler</i> (geb. 1920), Sekretär von Ernst Jünger 1949–1953, 1953–1961 Pariser Korrespondent von „Die Tat“ (Zürich) sowie 1955–1960 auch von „Die Zeit“ (Hamburg). Geschäftsführer der Carl Friedrich von Siemens Stiftung 1961–1985 in München. Gleichzeitig 1963–1985 Ständiger Mitarbeiter von „Die Welt“. Seit 1949 verheiratet mit:	AM	Arminius
---	----	----------

Frau *Edith Mohler*, geb. Weiland (geb. 1921)

<i>Gert Mohler</i> (geb. 1954) und	Gert
------------------------------------	------

<i>Wulf Mohler</i> (geb. 1956): die beiden Söhne der Familie Mohler	Wulf
--	------

Außerdem

Dr. phil. Gerhard Nebel (1903–1974), G. N.
 Altphilologe, bis 1933 Studienrat, dann
 freier Schriftsteller, Schwerpunkte:
 Religionsphilosophie und Reiseberichte

Ernst Niekisch (1889–1967), politischer E. N.
 Schriftsteller

Vittorio Klostermann, Verleger

Dr. Ewald Katzmann, Verleger
 (Heliopolis-Verlag)

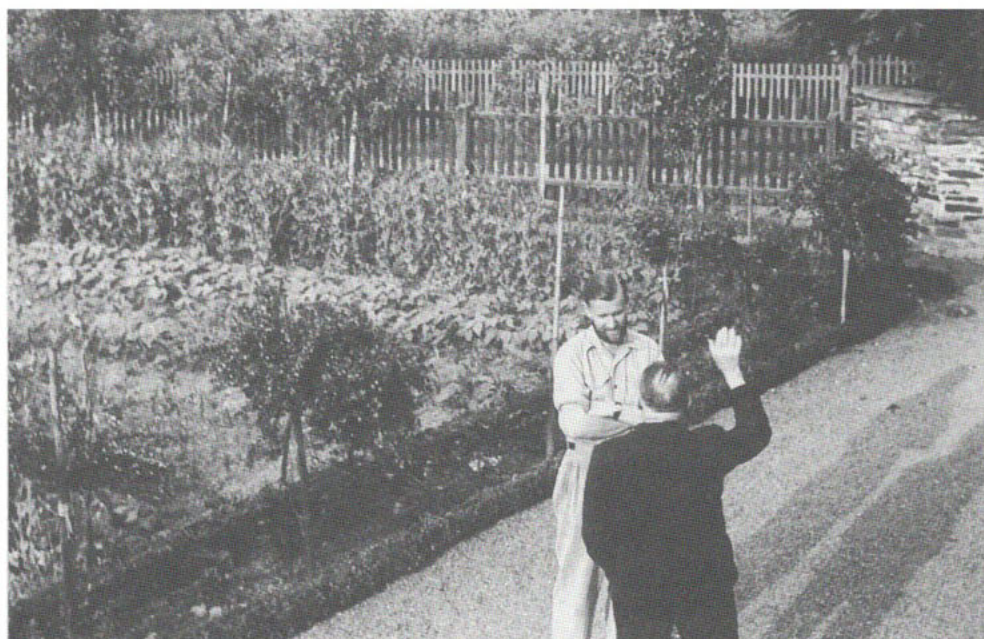
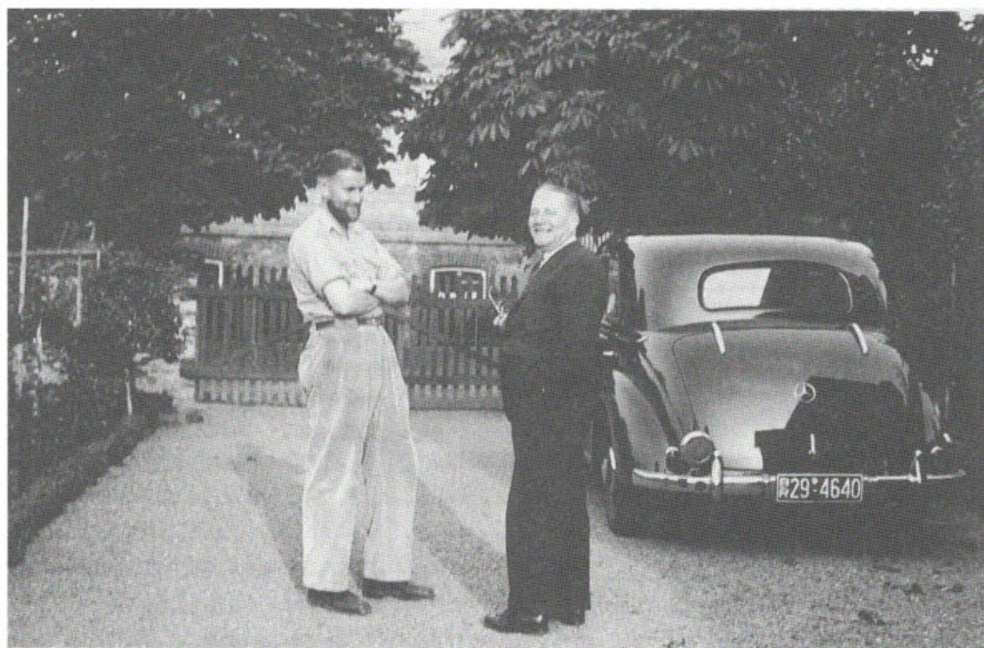
Ernst Klett, Verleger

Günther Neske, Verleger

Heinrich Seewald, Verleger

Briefwechsel

Carl Schmitt / Armin Mohler 1949–1980



Carl Schmitt erteilt im Sommer 1951 seinem Schüler Armin Mohler eine Privatvorlesung im Vorgarten des Hauses von Dr. Schranz in Siedlinghausen
(Fotos: Dr. med. Veronica Runte-Schranz, Münster/Westfalen)

Platteneberg,
4/XII 52.

Lieber Herrin Moller, diese letzten Sachen ging es
mir eigentlich schlecht. Es geht auch jetzt noch nicht gut.
Ich spreite heute noch einem so nebenbei liegenden Impuls,
den der Brief tatsächlich erstarrte zu kommen scheint.
Ich habe eine Bitte an Sie: In Zürich ist Sartre's "Radeoerte"
(l'engrenage) aufgeführt worden. Vaterli, der Intendant,
soll im Programmheft eines Aufsatz veröffentlicht
haben, über die forensische Entscheidung der Schuld. Das
interessiert mich besonders und ich möchte diesen Aufsatz
haben. Könnten Sie mir dazu helfen, die Sie mir
schon so oft geholfen haben? In Hans Fleig mag
es nicht schreiben. Er antwortet seit Langem nicht
mehr und hat sich die Zivildienst der Hauptl. Bücher
(das er, als einer der allerersten, schon vor 2 Monaten
erhalten hat) unbeantwortet gelassen. Ich verstehe es,
dass er zögert; die Hetze ist wieder mächtig im Gange.
"SPD. Hand" zögert das Schuldmeier und spielt des
Hecht im Karpfenbein der Bonner Republik, das an-
genichts der allgemeinen Verkörperung nicht zögerig
ist. Ich will damit nicht gesagt haben, dass Hans
Fleig von dieser Verkörperung berührt sei; im Gegen-
teil, öfters hörte ich von seiner Aufsätze, aber die
mir so gut abienet, dass ich nahe daran war, Sie
daran ein Bittes. Aber ich kann die Rücksichten, die
er nehmen muss.

Sie haben die Freundlichkeit an den Heidelberger Prof.
Künd ein schreiben (wegen der Hauptl. Bücher); ich habe
noch nichts von ihm gehört, und kann mich nicht gut
als erster an ihn wenden, weil dann Frau Radefeld
und andere Heidelberger Virtuosen des Charaktermonde,
sowohl als vordere Tabiederung der Welt bekannt
geben könnten. Im übrigen können Sie meine tiefe
Genötigkeit, dass alles, was allem aber Bücher, ein
reifer Stünde es wird kommt und zu sein kommt.

x)
das ist
das Teilchen
Vaterli?

Nr. 1

B/ms

Lieber Herr Professor,

Basel, 10. 8. 48

meine Reise ist zu Ende und ich bin heil nach Basel zurückgekehrt. Als ich bei Konstanz wieder schweizerischen Boden betrat, war ich prall gefüllt mit Eindrücken und Erlebnissen und ich hätte wohl nicht mehr hineinstopfen können. <...>

An die vier Tage die ich bei Ihnen verbringen durfte, denke ich mit grosser Dankbarkeit zurück. Sie waren anstrengend und gespannt für mich und so bin ich denn auch beide Male¹ nicht zu lange geblieben. Wenn ich auch zu vielen Räumen, in denen Sie heimisch sind, noch keinen Zugang habe, so hoffe ich doch, dass Sie gespürt haben, dass es nicht ein Versuch an einem völlig untauglichen Objekt war. Ich spüre, dass viel davon in mir weiterwirken wird und vielleicht erst nach langer Zeit an die Oberfläche steigt.

In jenem Brief von Hans Fleig vom 12. Juni steht über das Widmungs-Exemplar der Däubler-Schrift²: „Das Büchlein mit der Widmung Don Capiscos kam im rechten Augenblick. Es bedeutet mir so viel, wie dir die erste Zeile des Capitano³. Vielleicht noch mehr. Dieser beschreibt im Rhodos-Tagebuch die Genugtuung, die ein Mensch empfindet, wenn er nach vielen Jahren der Arbeit und der Beschäftigung mit einem Käfer eines Tages das Tier in Händen hält. Don Capisco war mir seit Jahren ein Pol, um den ich immer wieder kreiste. Es ist merkwürdig, welche Kräfte der Anziehung eine solche Arbeit entbindet ... Wenn du Erhard schreibst, dann teile ihm von der Däubler-Schrift mit. Und wenn Erhard zufällig wieder mit dem Autor zusammenkommt, dann soll er ihm ein Wort von mir ausrichten, aus dem hervorgeht, was mir diese Schrift bedeutet, die so manche Sphären verbindet und mir darum teuer ist. Vielleicht würde ich den Mut aufbringen, dem Autor selber zu schreiben, wenn ich seine Adresse hätte. Vielleicht ist es aber auch gut so.“

1 Am Anfang meiner Beziehung zu Carl Schmitt steht mein schweizerischer Freund Erhard Hürsch: er wohnte damals in Berlin, hatte einen Passierschein der amerikanischen Militärverwaltung und kannte bereits Gottfried Benn, die Brüder Jünger und eben C. S. Erhard hatte mir mitgeteilt, daß C. S. sich über meinen Besuch freuen würde. Meine Einreisepapiere für die englische Besatzungszone verschaffte ich mir durch die Annahme der Einladung zu einer CVJM-Tagung in Münster/Westfalen. Da ich an der Universität Basel an einer Dissertation über „Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932“ saß, dehnte ich die Fahrt zu einer Rekognoszierungsreise zu Überlebenden dieser „Konservativen Revolution“ in Nordwestdeutschland aus. Am längsten blieb ich bei C. S. (der damals noch völlig isoliert war): er behielt mich gleich zwei Tage bei sich und beharrte darauf, daß ich auf der Rückreise nochmals zwei Tage bei ihm einkehre.

2 Gemeint ist Schmitts Buch „Theodor Däublers ‚Nordlicht‘“ von 1916 (vgl. die C. S.-Bibliographie im Anhang).

3 „Capitano“ = Ernst Jünger, anklingend an das von Jünger geprägte Pseudonym „Don Capisco“ für C. S.

Bei meiner Rückkehr fand ich hier einen Brief Fleigs von Mitte Juli, in welchem er mir mitteilt, dass ihn Geldmangel hindert, nach Deutschland zu fahren. Das Leben in England ist sehr teuer.

Der Brief nach Coimbra ist heute abgegangen. Den Waschzettel⁴ zum Hobbes-Buch habe ich an Fleig geschickt. Das Gutachten gebe ich ihm erst in Basel zur Aufbewahrung, da ich es nicht den Zufälligkeiten der Post aussetzen möchte.

Grüßen Sie bitte Frau Schmitt von mir, der ich für ihre Gastfreundschaft nochmals herzlich danken möchte, und Ihre Tochter!

*Mit dankbaren Grüßen bin ich
Ihr Armin Mohler*

Nr. 2
B/hs

Plettenberg, den 29. August 1948

Lieber Herr Mohler!

vielen Dank für die guten Nachrichten Ihres Briefes vom 10. August, besonders für die Mitteilung über Hans Fleig. Jetzt wächst meine Erwartung, wann und wo und wie er mir einmal in persona begegnet. Auch für die Besorgung des „Salus ex captivitate“⁵ an meinen portugiesischen Freund danke ich Ihnen bestens.

Sie werden sich jetzt auf Ihre Dissertation⁶ konzentrieren. Ich würde mich freuen, über deren weitere Entwicklung gelegentlich ein Wort der Mitteilung zu bekommen. Zur Zeit ist ein Freund von mir, der zu Ihrem Thema sehr viel weiss, in Genf: Dr. Heinrich Oberheid⁷, 35 rue des Vallandes bei H. Bierenstahl. Ich habe Ihnen den Namen einmal

4 Vgl. Anlage zu Nr. 9.

5 Später lautete der Titel „Ex Captivitate Salus“.

6 Vgl. die Mohler-Bibliographie im Anhang.

7 H. Oberheid: Die Schar der „Schmittianer“, die sich nach der Haftentlassung von Carl Schmitt im Jahre 1947 teils wieder, teils neu um ihren Meister zu sammeln begann, setzte sich aus eigenwilligen und aus ungewöhnlichen Männern und Frauen zusammen. Und das konnte bei einem so geächteten Meister gar nicht anders sein. Der Eigenwilligste unter ihnen war wohl Heinrich Oberheid (1895–1977). Das begann schon äußerlich: mit seiner mächtigen Gestalt und seinem dunklen Vollbart, seinen blitzenden Augen wirkte er zunächst wie eine Mischung aus Rasputin und Rubezahl. Schon der Umstand, daß er einer der ganz wenigen war, der C. S. mit Du anreden konnte, gab ihm einen Nimbus. Er war sozusagen der Zeremonienmeister und der Schlichter der so verschiedenartigen Männer, sie sich angesammelt hatten. Dirk van Laak („Gespräche in der Sicherheit des Schweigens“, 1993) umreißt sein Leben so: „Heinrich Oberheid war Sohn eines Bahnbeamten aus Mühlheim, absolvierte eine kaufmännische Ausbildung im Sekretariat von Hugo Stinnes, studierte Theologie, wurde später Bischof und führender Funktionär der ‚Deutschen Chri-

genannt, und will ihm für alle Fälle auch Ihren Namen nennen. Er bleibt einige Wochen in Genf und kommt wahrscheinlich auch einmal nach Basel. Er ist evangelischer Theologe und war zuletzt in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Das Urbild eines Lutheraners; er vermag jede Katastrophe zu überglauben.

Seit Jahren suche ich eine Strassburger Dissertation aus dem Jahre 1689, die mir für das Francisco de Vitoria-Kapitel meines „Nomos“ noch fehlt: *De Europaeorum ad Indorum Regiones jure, contra Franciscum de Vitoria*, von Joh. Paul Silberrad, unter dem Vorsitz von Joh. Joach. Zentgrav. Soeben höre ich, dass sie in der Universitätsbibliothek Basel ist (ob unter Silberrad oder Zentgrav weiss ich nicht), 38 kleine Oktav-Seiten. Was würde eine Photokopie kosten? Evtl. könnte Heinrich Oberheid sie mir mitbringen.

Peter Schifferli⁸ hat mir wieder sehr nett geschrieben und sogar ein Paket geschickt. Sprechen Sie, wenn Sie Oberheid treffen sollten, ganz offen mit ihm. Ich bin gegenüber Menschen, die ich nicht persönlich kenne, ganz hilflos. Ein Prof. William Ebenstein von der Princeton-University hat eine dicke Zusammenstellung über Staatstheorien veröffentlicht, die zu Erziehungszwecken nach Deutschland importiert wird: *Man and the State*, N. Y. 1947. Er druckt u. a. auch 3 Seiten des Begriffs des Politischen ab (Überschrift: *Gouvernement by force and lies*), und sagt von C. S.: *His brilliance is surpassed only by his lack of character; in 1919 he was a Communist, from Communism he evolved into Social Democrat etc.; total annihilation of the enemy etc.* Dieses letzte ärgert mich, weil ich ein so schönes Kapitel über den *justus hostis* geschrieben habe. Jedenfalls steht das Klischee fest. Ich dachte an Hans Barth, Gustav Radbruch und sagte mir: *If C. S. is not what they (Ebenstein, H. Barth etc.) say he is – what are they?* Leider höre ich nichts von Erhard Hürsch. Ich habe hier Hindemiths Tonsatzlehre für seinen Bruder, den Musiker, bereitliegen. E. J. ist zum 50. Geburtstag seines Bruders F. G. nach Überlingen gereist. Gerhard Nebel⁹ habe ich lange nicht mehr gesehen. In

sten'; baute nach 1945 die deutschen Filialen der kanadischen Stahlhandelsfirma Coutinho-Caro auf, kaufte die Firma Henschel in Kassel auf und war materiell fortan sorgenfrei; er und seine Frau unterstützen Carl Schmitt auch finanziell ...“ Über Oberheid liegt eine höchst materialreiche 270 Seiten starke Biographie von Heiner Faulenbach von 1992 (vgl. Bibliographie Carl Schmitt im Anhang) vor.

- 8 P. Schifferli, Leiter des Arche-Verlages in Zürich (wichtigster Autor: Friedrich Dürrenmatt), suchte in Westdeutschland ausgesperrte Autoren (Brüder Jünger, Benn, C. Schmitt) zu gewinnen.
- 9 Gerhard Nebel spielte in dem kulturellen Vakuum zwischen dem deutschen Zusammenbruch und der Konsolidierung der Bundesrepublik in Westdeutschland eine nicht unbedeutende Rolle. Er hatte sich im Dritten Reich nicht belastet – daß er gegen Ende der 30er Jahre in seinem ersten (Reise-)Buch „jüngerte“, galt damals noch beinahe als Widerstandsakt. Er verfügte über eine schlagfertige Rhetorik, die ihn zu einem gefürchteten Debattenredner machte. Und vor allem brillierte Nebel durch eine phänomenale Fähigkeit, sich die verschiedensten Bildungsgüter in Blitzesschnelle anzueignen. Daß der Altphilologe eine Stunde lang aus dem Gedächtnis griechische Dichtung rezitierte, war sozusagen selbstverständlich. Jene Schweizer, die ihn mitten in der Besatzungszeit nach Basel und Zürich eingeladen hatten, waren recht erstaunt über diesen in Dessau

der Illustrierten Wochenzeitung „Der Spiegel“ vom 14. 8. 1948 (Hannover) steht ein „Brief ins Blaue“, das authentische Dokument heutigen deutschen Geistes, wichtiger und zugleich sympathischer als irgend etwas, was mir bisher in dem Zwielficht einer lizenzierten Öffentlichkeit begegnet ist.

Herzliche Grüsse Ihr
C. S.

Nr. 3
B/ms

Lieber Herr Professor,

Basel, 7. 9. 48

Ihr Brief vom 29. 8. hat mich sehr gefreut. Ich habe mich sogleich auf die Suche nach der Dissertation von Silberrad gemacht und sie denn auch in unserer Universitätsbibliothek gefunden. Fotokopieren ist teuer¹⁰ und zum Abschreiben würde es wegen des Lateins und wegen der komplizierten Typographie viel Zeit brauchen, ungeachtet der bloss 38 Seiten. Aber ich habe einen guten Ausweg gefunden. Dr. Albert Hofmann¹¹ (Oberwilerstrasse 11, Bottmingen bei Basel), ein Chemiker aus dem Jünger-Kreis, dem Sie durch die „Strahlungen“ trotz seiner juristischen Unberührtheit zu einem lebendigen Begriff geworden sind, hat das Büchlein durchfotografiert. Ein entfernterer Freund von mir, Schmitthenner¹² aus Heidelberg, fährt übrigens in nächster Zeit in seine Heimat zurück und wird von sich hören lassen. <...>

Gestern war ich in Zürich und sah kurz Schifferli. Er sagte, es sei vollkommen unmöglich, Sie zu verlegen in nächster Zeit. Von Bekannten höre ich, dass er herumspricht, er überlege sich, ob er „C. S. übernehmen“ wolle. Sie werden in Kirchhorst¹³ und bei Hürsch dasselbe Urteil über ihn hören wie von mir: nicht völlig negativ, aber wenig

geborenen Gast. Gerhard Nebel hatte sich vorher einige Tage im Ruhrgebiet in eine wunderbarerweise nicht verbrannte Bibliothek gesetzt. Die schweizerischen Gastgeber überraschte es, als der Gast von drüben nicht nur über die Schweizer Geschichte, Verfassung, Wirtschaft und Kunst, sondern auch über die Fauna, Flora und Geologie besser Bescheid wußte als sie. In all dem, was Gerhard Nebel tat, war etwas Forciertes, ja Gewaltames. Gegen Ende seines Lebens versuchte er in einer Reihe dicker Bücher, die griechische Antike, die Götter der Germanen und ein streng lutherisches Christentum unter einen Hut zu bringen ...

10 Damals verstand man unter „Fotokopieren“ das gewohnte Photographieren – die billige, auf anderer Technik beruhende Photocopy von heute war damals in Deutschland noch nicht bekannt.

11 Schweizer Chemiker, bekannt als Entdecker der Droge LSD.

12 Walter Schmitthenner, der spätere Althistoriker.

13 Kirchhorst, ein Dorf im Moorgebiet nordöstlich von Hannover, war von 1939 bis 1950 Wohnsitz von Ernst Jünger. Er siedelte in die französische Zone, um sich den englischen Schikanen zu entziehen. In der französischen Besatzungszone hatten die deutschen Emigranten kaum Einfluß.

Positives. Ich nehme an, dass er den Sensationswert schätzen würde, etwas von Ihnen zu „haben“. Er liebt den „Betrieb“. Dass er ein Paket geschickt hat, liegt wohl daran, dass er berechtigte Vorwürfe über Geiz gegenüber deutschen Autoren einstecken musste. Ich glaube aber, dass Sie vorläufig ihm gegenüber nicht in eine Zwangslage kommen: 1. können Sie, auch nach Sch.'s Worten, vorläufig gar nicht verlegt werden,¹⁴ 2. ist der „Nomos“, der für die Publikation in Frage käme, noch gar nicht beendet. <...>

Mit herzlichen Grüßen an Sie und die Ihren

Ihr Armin Mohler.

Nr. 4

B/ms

Lieber Herr Prof. Schmitt,

Basel, 16. 9. 48

heute habe ich mich von Freund Schmitthener verabschiedet, der noch diese Nacht nach Heidelberg zurückfährt. Die Dissertation von Silberrad ist sehr schön herausgekommen, bloss konnte man sie nicht binden, da links kein Rand gelassen wurde. <...>

¹⁴ Der zweite „große alte Herr“ unter den Schmittianern war der Kirchenrechtler Hans Barion (1899–1973). Er wurde von den jüngeren Adepten Carl Schmitts genau so geachtet wie Heinrich Oberheid, war aber von diesem knorrigen Volkstribun grundverschieden. Der Kanonist Barion, durch und durch Wissenschaftler, kam uns vor wie ein Prälat des 17. Jahrhunderts. Er sprach leise und präzise, und wo es nötig war, konnte er scharf werden, ohne die Stimme zu erheben. Seine Schlagfertigkeit war so sprichwörtlich wie seine detaillierte Kenntnis aller großen Opern der Musikgeschichte. Ich mußte an ihn denken, wenn Schifferli mit seiner Spürnase sagte, daß die Befassung mit Schmitt und dessen Freunden nicht nur ihre politischen, sondern auch kirchlichen Schwierigkeiten mit sich brächte. Zunächst wußte ich nur, daß der katholische Geistliche Barion kein kirchliches Amt mehr ausübe und als „Privatgelehrter“ zu gelten habe. Erst später erfuhr ich, daß die Theologische Fakultät München 1938 geschlossen wurde, weil Kardinal Faulhaber den mit der Amtskirche zerfallenen Barion dort nicht auf einem Lehrstuhl sehen wollte. Da die Regierung es aber mit dem Kardinal nicht verderben wollte, wurde Barion aus dem Verkehr gezogen. Drei Jahrzehnte später wollte der Schreibende, der als Leiter der Siemens Stiftung Redner von links und rechts holte, wenn sie nur etwas Gescheites zu sagen hatten, auch Barion ans Katheder einladen. Er bat den Sprecher der katholischen Kirche im Bayerischen Senat, Vizepräsident der zweiten bayerischen Kammer und der Stiftung durchaus wohlgesonnen, diesen Abend selbst zu leiten oder einen anderen „Mentor“ vorzuschlagen. Die Antwort war: „Wenn Barion in Ihrer Stiftung spricht, wird kein katholischer Geistlicher mehr das schöne Haus Ihrer Stiftung am Schloßrondell betreten.“ Barion mußte wieder ausgeladen werden. (Zu dem Wälzer mit Barions wichtigsten Schriften, „Kirche und Kirchenrecht“ sowie einer Darstellung des „Falls Barion“ vgl. Bibliographie C. S.)

Gestern abend habe ich, nachdem ich Sie nun kennengelernt habe, das C. S.-Kapitel in Franz Bleis „Zeitgenössische Bilder“ (1940 Amsterdam, Allert de Lange) nochmals gelesen. Es steht Wahres und Falsches kunterbunt gemischt darin, und alles hat einen bössartigen Ton. Und mit der – 1940! – öffentlichen Erwähnung Ihrer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus hat er Sie doch gewiss in Gefahr gebracht. <...>

Fleig war inzwischen in London bei der Nachlassverwalterin Däublers. Schon vor ein paar Wochen schrieb er mir: „1943 erschien in London in deutscher Sprache ein Büchlein in 240 Exemplaren: Theodor Däubler, Ein Requiem. (Von Frau Toni Sussmann.) Das Büchlein enthält sehr viele interessante Details (ich besitze es seit kurzem), aber ungefähr alle zwei Seiten heisst es:

„Toni, glaubst du an mich?“

„Ja, Theo, ich glaube an dich.“

In dem Stil geht das weiter. Zum aus der Haut fahren.“ Nun schreibt er:

„Ich war einen Abend lang, bis nach Mitternacht bei Frau Toni Sussmann, seiner (= Däublers: AM) geistigen Witwe (wie sie sich selber betrachtet), von der ich Dir schon einmal geschrieben habe. Sie behauptet (und hat das auch in ihrem Requiem geschrieben) dass sie zwei Jahre nach Däublers Tod ihm persönlich in Florenz begegnet ist und dass er ihr dort noch etwas ins Ohr geflüstert hat, was er auf dem Totenbett vergessen hatte.“ Frau S. sei bereits 70 Jahre alt, ihr Mann 80, und in Bezug auf Däublers Nachlass sei sie recht hilflos. Es befinde sich unter anderem das unveröffentlichte letzte vollendete Werk „Heimgang der Stämme“ darin. Fleig erhielt eine Menge Abschriften und Durchschläge von Unveröffentlichtem. Ein Neffe Däublers namens Rolf Stein sei auch da, befinde sich zur Zeit in Italien, komme aber bald wieder nach London. Ebenso der Verleger Hegner, der mit Frau S. befreundet sei. „Mehr interessieren wird dich, dass Frau S. eine lebenslange Freundin von Hans Blüher ist und mit ihm in Briefwechsel steht. Blüher war die ‚Schicksalswaage‘, die zwischen ihr und Däubler spielte.“ Er hätte sich 1917 geweigert, die beiden miteinander bekannt zu machen, obwohl beide es wünschten. Es gehe Blüher heute schlecht, er habe Tbc erwischt und hungere. Frau S. sei auch mit Pannwitz, Barlach und Käthe Kollwitz befreundet (resp. befreundet gewesen). Von Barlach hat sie Fleig massenhaft Briefe zur damaligen politischen Lage unter Hitler gezeigt.¹⁵

¹⁵ Susman – Sussmann: Als AM sein Studium an der Universität Basel begann, stellte er sich unter dem Namen Sussmann/Süssmann hochgebildete und einfühlsame Frauen vor, welche Dichter und Denker um sich sammelten. Basel und Zürich beherbergten damals zahlreiche Intellektuelle aus dem jüdischen Flügel des George-Kreises, und mit ihnen war auch Margarete Susman (1872–1965) gekommen, mit der schon Stefan George das Gespräch gesucht hatte und die sich noch nach Kriegsende eines Paul Celan annahm. Als AM später über Frau Susman hörte, daß ihr einmal gleich zwei bedeutende Köpfe, der Dichter Theodor Däubler und der Philosoph der Jugendbewegung, Hans Blüher (1888–1955), den Hof gemacht hätten, regte ihn das zu Betrachtungen über die geistige Spannweite dieses weiblichen Gurus an. Professor Piet Tommissen, der beste Detailkenner der Welt um Carl Schmitt, holte jedoch bei Durchsicht der Druckfahnen zu die-

Zu Däubler habe ich übrigens nun zum ersten Mal echten Zugang gefunden. In Brittings neuer Anthologie „Lyrik des Abendlands“ stiess ich auf das Gedicht „Ein Lauschender auf blauer Au“, das mich erschlagen hat.

Überhaupt beginnen sich die Anstösse meiner Reise auszuwirken und mir neue Bereiche zu erschliessen. So lese ich z. B. nach meinem Besuch in Plettenberg Ihre Schriften anders. In meiner Dissertation bin ich auf die Neutralisierung gestossen, die Seeckt in seinem Ressort durchgeführt hat und die ihn 1923 Buchrucker fallen lassen liess. Ich las daraufhin Ihre drei kleinen Arbeiten zur Neutralisierung¹⁶ (von 1929, 1930, 1931) nochmals und bemerkte zu meinem Erstaunen, dass sie mir nun viel durchsichtiger wurden. Wieso haben Sie dort Seeckts Versuch weggelassen? Rechneten Sie das einfach zur Neutralisierung innerhalb des Beamtentums oder hatte das einen anderen Grund? Und wo in Ihrem Werk gehen Sie ausserdem noch auf diesen Komplex der Neutralisierung näher ein? Eben bin ich dran, den „Begriff“¹⁷ in der Hanseaten-Ausgabe von neuem zu lesen und es erschliessen sich mir auch hier neue Schichten. Das ist aber auch gefährlich für mich, denn wie die Reise komplizieren mir solche neuen Anstösse das bisher gewonnene Bild und verzögern den Abschluss der Dissertation weiter. <...>

Nr. 5
B/hs

Pl. 23/9 48

Lieber Herr Mohler!

Vorgestern erhielt ich die kostbare Sendung von Herrn Schmitthenner aus Heidelberg (die Photokopie der Diss. Silberrad, herrlich, die Zeichnung von Däubler, die nicht nur wegen der Handschrift Hardekopfs für mich sehr wertvoll ist und Ihren Aufsatz zum 50. von F. G. Jünger, worüber unten). Ihre beiden Briefe (vom 7. und 16. September) sind ebenfalls gut und pünktlich hier eingetroffen. Ich bin durch Ihre Hilfsbereitschaft und die Fülle Ihrer Nachrichten tief beeindruckt und danke Ihnen tausendmal. Aber mein erstes Wort der Erwiderung betrifft doch Ihre Dissertation, die jetzt allmählich fertig sein sollte und statt dessen durch immer neue Ausuferungen bedroht ist. Ich habe selber zu viele ausgezeichnete Doktoranden gehabt, um angesichts Ihrer beiden

sem Buch dessen Herausgeber wieder auf den Boden herunter: bei Däubler und Blüher habe es sich um Frau Toni Sussmann (1874–1967) gehandelt ...

16 Arbeiten zur Neutralisierung: „Die europäische Kultur im Zwischenstadium der Neutralisierung“ (1929); „Das Problem der innerpolitischen Neutralität des Staates“ (1930); „Die neutralen Größen im heutigen Verfassungsstaat“ (1931) – alle in Schreibmaschinenabschrift zirkulierend.

17 C. S., „Der Begriff des Politischen“ (dritte Fassung 1933).

Schreiben nicht in pädagogische Unruhe zu geraten und mich nach Hilfe umzuschauen. Da finde ich denn im Bereich Ihrer sämtlichen Mitteilungen nur einen einzigen Lichtpunkt: Ihre Mitteilung bezüglich Ihrer Freundin. Der pädagogische Zweck heiligt alle Mittel, selbst die Gefährdung männerbündischer Grundsätze. Ich setze also meine Hoffnungen auf Ihre Freundin, der es gelingen möge, Sie zu einem (wenn auch nur dezisionistischen) Sprung ins Reich der Examensethik anzutreiben.

Was im übrigen die Ethik des Männerbundes angeht, so enthalten Ihre Nachrichten über Däubler und Blüher ja katastrophale Enthüllungen. Der Antisemit (er lehnte das Wort, mit Recht, ab, weil er ein zu bewusster Judengegner war) und Antifeminist Blüher, und der arme Theodor Däubler in solcher Beleuchtung, das kann einem weh tun.* Schon aus Gründen der Freundesliebe empfinde ich den heftigsten Wunsch, jenes „Requiem“ der Frau Sussmann kennen zu lernen. Ich vermute, dass Sie meine Camp-Notiz „Zwei Gräber“¹⁸ vom August 1946 durch Gerhard Nebel erhalten haben. Däubler liegt in Berlin in einem Grabe, das rechts und links von den beiden für Frau Sussmann und ihren Mann reservierten Grabplätzen liegt, und zwar so, dass das Ganze als eine gemeinsame Grabstätte erscheint. Nach 1934 wurden die Sussmanns in der Gräberliste gestrichen und eine Schwester Däublers, Edith, dafür eingesetzt. Wie es sich heute verhält, weiss ich nicht. Ich war im Winter 46/47 zuletzt am Grabe Däublers (auf dem Friedhof an der Heerstrasse in Berlin). Es wäre für mich (immer im Hinblick auf jene Notiz „Zwei Gräber“) von Bedeutung, zu wissen, ob die[?] Grab[. ?] auch in dem „Requiem“ erzählt und gebührend umrahmt ist. Es sollte mich nicht wundern. Wenn Sie meine Camp-Notiz vom August 1946 gelesen haben, werden Sie meinen Wunsch, das Sussmannsche „Requiem“ kennen zu lernen, wohl verstehen, noch mehr aber den weit gewichtigeren Wunsch, Hans Fleig meine „Zwei Gräber“ zugänglich zu machen.

*Aus Däublers Gedicht „Vernichtung“:

Ich höre eine Heimat rufen,
Es täuscht mich keine Weiberlüge.
Ich habe keinen Wahn

Ihr Aufsatz über F. G. Jünger hat mich natürlich an unser Gespräch über den Kreislauf erinnert. Mir kommen alle diese kyklischen Bilder vor wie die ziemlich kleine Glasglocke, zu der sich einem auf hoher See der Horizont verengert, wenn man nur noch Wasser und keinen Strich Land mehr sieht. Aber wie dem auch sei, Ihr Aufsatz gibt ein sehr klares Bild. Die Verse, die Sie zitieren sind schön, aber sie sind Sprache und nicht

18 C. S.' Aufzeichnung „Zwei Gräber“, die er im amerikanischen Internierungslager 1946 geschrieben hatte, ging, wie so vieles damals, als Schreibmaschinenabschrift um. Es handelt sich um die Gräber von Theodor Däubler und Heinrich von Kleist auf Berliner Friedhöfen. Kleists Selbstmord wie auch die vielen Selbstmorde nach dem Einmarsch der Roten Armee regten C. S. zu Meditationen über diese Todesart an. Dieser Essay wurde in Schmitts Sammelband „Ex Captivitate Salus“ (1950) übernommen.

Wort. Wenn sie ganz einfach werden, werden sie doch nicht Element und nicht Sakrament, ihre Einfachheit bleibt in dem Bereich der „edlen Einfalt und stillen Grösse“. Ich weiss, dass das ausserordentlich schön ist. Aber nachdem Sie ein Gedicht von Däubler kennen gelernt haben, begreifen Sie wohl eher mein Anliegen. Ich freue mich unendlich darauf, einmal mit Ihnen über Verse von Däubler zu sprechen. Das sind wirklich welturanische Strahlungen, wie für Däubler schliesslich die ganze Erde zum Nordlicht, das heisst zu einer kosmischen Strahlung wird. Das Gedicht „Ein Lauschender auf blauer Au“ dürfte man eigentlich nicht isolieren; es steht in dem Abschnitt „Der flammende Lavabach“, in dem auch das bekannte Gedicht „Der Nachtwandler“ steht, und „Der Blinde“ und über ein Dutzend ungeheuerlichster Gedichte. Vielleicht werden Sie es eines Tages lesen.

Und aus Versuchen würden Wunderblumen schlagen

Das Buch von Karl Löwith¹⁹ ist mir bekannt. Ich habe es in meinem Vortrag über „Donoso Cortés²⁰ in gesamteuropäischer Interpretation“ in Madrid (31. Mai 1944 vor der Academia de Jurisprudencia y Legislación) behandelt. Der Vortrag ist auch heute noch von Bedeutung. Löwith soll sich in einem Aufsatz während des Krieges über mich geäussert haben; er legte früher Wert auf mein Urteil.

Zu dem Thema „Neutralisierung und Wehrmacht“ vor 1933 füge ich eine kleine Notiz bei. Ich fürchte nur immer, Sie zu neuen Digressionen von Ihrer Dissertation zu veranlassen. Bei dem Aufsatz von Franz Blei in den „Zeitgenössischen Bildern“ handelt es sich wahrscheinlich um einen zuerst im „Christlichen Ständestaat“ Ende 1936 erschienenen Aufsatz „Der Fall C. S.“, der unmittelbar nach meiner Diffamierung durch das Schwarze Corps (Dez. 1936) erschien und allerdings für mich lebensgefährlich war. Blei, der Jahre lang bei mir im Hause Gast gewesen war, hatte keinen Grund oder Anlass, mich in eine solche Gefahr zu bringen. Es war vielleicht nur das Literatenhafte Bedürfnis, über eine damals aktuelle Angelegenheit mitzureden und sich informiert zu zeigen.

Aber nochmals: primum promoveri, deinde vivere!

Herzlich Ihr

Carl Schmitt

19 Karl Löwith, „Von Hegel zu Nietzsche“ (1941). Dieses Buch eines Emigranten war in den ersten Nachkriegsjahren der maßgebende Einstieg in die Geschichte der Philosophie.

20 C. S. schreibt diesen Namen in der Regel ohne Akzent.

Frau Schmitt und Anima legen grossen Wert darauf, dass ich ihre Grüsse nicht vergesse!

Betrifft: Die Stellung der Reichswehr bis 1933 im Rahmen meiner Neutralisierungs-Konstruktionen.

Mit Seeckt habe ich nicht in persönlichen Beziehungen oder sachlicher Zusammenarbeit gestanden. Meine Theorie des Art. 48 der Weimarer Verfassung hat erst 1929 zu einer persönlichen Zusammenarbeit mit der Reichswehr geführt, die allerdings sehr eng wurde und zu einer persönlichen Freundschaft mit zwei bedeutenden Mitarbeitern des Generals Schleicher führte, nämlich mit dem damaligen Hauptmann im Reichswehrministerium Erich M. Marcks (Juli 1932–Jan. 1933 Pressechef bei Schleicher, Juni 1944 in den ersten Tagen der Invasion als Komm. General einer Besatzungsarmee in der Normandie gefallen) und dem damaligen Hauptmann (ebenfalls RWM) Eugen Ott (seit 1934 erst deutscher Militärattaché, dann Botschafter in Tokio).

Die 3 Darlegungen über Neutralisierung von 1929–31 stehen im Zusammenhange mit dieser Zusammenarbeit. Dazu kommt, sozusagen als Punkt auf dem I, der Aufsatz „Weiterentwicklung des totalen Staats in Deutschland“, vom Januar 1933²¹ (Positionen und Begriffe S. 185) der gedanklich und verfassungsgeschichtlich ganz ausserordentlich wichtig ist, weil er den dialektischen Punkt des Umschlags in aller Schärfe herausarbeitet und die nochmalige Auflösung des Reichstags durch Schleicher vorbereiten sollte, die dann, durch die Entlassung Schleichers und die Ernennung Hitlers, diesem in die Hände gespielt wurde (Reichstagsauflösung vom 1. Febr. 1933). Die Aufsätze von 1929/31 stehen in dem systematischen Zusammenhange des Kapitels „Die konkrete Verfassungslage der Gegenwart“ in dem 1931 erschienenen Buch „Der Hüter der Verfassung“.

Die Reichswehr ist mit grosser Sorgfalt aus diesen veröffentlichten Darlegungen weggelassen. Ihre Erwähnung hätte die ganze Meute der Linkspresse entfesselt. Andererseits genügte es, die Reichswehr nicht zu nennen, weil die Meute eben nur auf Signale und Stichworte reagiert. So erklärt es sich, dass an manchen Stellen die Frage nach der Reichswehr sich geradezu aufdrängt (z. B. in dem Abschnitt S. 149ff. des „Hüters der Verfassung“), ohne dass der Name fällt. Dass die Reichswehr der eigentliche Träger der „Neutralisierung“ war, weit mehr und weit präziser als das zivile Beamtentum, verstand sich damals für jeden Kenner ganz von selbst. Die Abstützung der Neutralisierungskonstruktion von der zivilen Seite her geschah ebenfalls mit vollem Problembewusstsein, durch einen anderen persönlichen Freund von mir, den Staatssekretär im Rfinanzministerium, Joh. Popitz, der meinem Buch „Der Hüter der Verfassung“ durch

21 Hier setzt C. S. die Anführungsstriche anders: „Weiterentwicklung des totalen Staats in Deutschland, vom Januar 1933“.

einen Aufsatz in der „Germania“ vom 19. April 1931, zu einem grossen Erfolg verhalf (Den Aufsatz, der ein grosses verfassungsgeschichtliches Dokument ist, habe ich noch im Original des Zeitungsblattes).

Erich Marcks, Eugen Ott und Erwin Planck waren damals als die „Drei Musketiere“ Schleichers hinter den Kulissen sehr berühmt.

Der letzte Versuch, der Reichswehr zu Hilfe zu kommen, ist meine Schrift: Staatsgefüge und Zusammenbruch des Zweiten Reiches (1934); hier damals²² war die Neutralisierung aber schon in die Totalisierung umgeschlagen und der Versuch hatte etwas Verzweifeltes. Nicht der (neutrale) Staat, sondern die Partei vollzog die Totalisierung. Die meisten Menschen diesseits des eisernen Vorhanges haben heute noch nicht begriffen, dass der totale Staat eine höchst liberale Angelegenheit ist im Vergleich zur totalen Partei.

Die dialektische Entwicklung von der Neutralität zur Totalität ist ein atemberaubender Vorgang, über den ein Hegelianer in Verzückung geraten müsste. Umso ernster meine Warnung vor der Versuchung, sich darauf einzulassen. Es genügt, die 6 Seiten des beigefügten Aufsatzes zu lesen. Die Modell-Situation, die sich in der Tschechoslowakei, im heutigen Frankreich und in Italien wiederholt, ist mit verfassungsjuristischen Mitteln klarer herausgearbeitet als es ein Historiker oder ein Soziologe vermocht hätte. Vielleicht teilt oder versteht Hans Fleig meinen Fach-Stolz. Im übrigen bleibe ich der am wenigsten rechthaberische Mann der Welt und hüte mich vor allen Anwendungen die diesen entwaffnenden Record gefährden könnten.

Nr. 6

B/ms

Lieber Herr Professor,

Basel, 5. 10. 48

Ihr Brief vom 23. 9. und die Botschaft von Nebels Geburtstag haben mir grosse Freude gemacht. Dass Sie mir wegen der Arbeit an meiner Dissertation ein wenig den Kopf gewaschen haben, war richtig und nötig. Der Fehler ist wohl, dass ich ein Thema gewählt habe, mit dem ich persönlich zu sehr verbunden bin, sodass die Arbeit alle die Schwankungen zu spüren bekommt, denen ich ausgesetzt bin. Und meine Deutschland-Reise hat mich nun einmal stark aus dem Gleichgewicht gebracht. Da wächst eben die Versuchung, die Dinge von selbst auspendeln zu lassen und nichts zu übereilen. Vor allem auch, weil ja nach dem bisherigen Plan die Wiederkehr-Idee das geheime Zentrum der Arbeit werden sollte. Ihre Ablehnung dieser Idee hat mich da recht unsicher gemacht. Und zwar nicht als Ablehnung an sich, sondern weil ich bei Ihnen – im Gegen-

22 „damals“ steht im Original über dem Wort „hier“, ohne daß „hier“ gestrichen wurde, trotzdem ist es wohl nicht ergänzend, sondern eher korrigierend zu verstehen.

satz zu anderen, welche sie auch abgelehnt haben (Nebel, Gremmels u. a.) – nicht übersehe, aus welcher Position heraus sie abgelehnt wird. Das scheint mir überhaupt bei aller Klarheit das Verwirrende Ihrer Schriften zu sein, dass Ihre Position dabei anscheinend stets verhüllt bleibt. Es fehlt damit ein Bezugspunkt, der einem bei der Wanderung durch diese Landschaft eine sichere Orientierung gibt. Damit will ich Ihnen selbstverständlich keine Schuld an Verzögerungen geben. Denn auch für die geistigen Abenteuer, in die ich mich einlasse, bin ich selbst verantwortlich. <...>

Dass die Weglassung von Seeckt usw. bei den Neutralisierungen weder ein Uebersehen noch eine andere Deutung sein konnte, ahnte ich wohl. Ich bin über Ihre Zusammenstellung zu diesem Punkte sehr froh. Von Ott sah ich mehrere Male Fotos in der Presse und seither interessiere ich mich, auf Grund des physiognomischen Eindrucks, für seine Person, habe aber bisher nicht viel über ihn erfahren können. Dass er zu Schleichers Kreis gehörte, wird mir erst durch Sie bekannt.

Weshalb legen Sie auf die Person Hardekopfs solchen Wert? Ich weiss von ihm nur, dass er der Uebersetzer Gides ist und seit langem in Zürich in der Emigration lebt. Hat er eine Bedeutung, die darüber hinausgeht?

Die Sie interessierenden Nachrichten über Frau Sussmann, das Grab in Berlin usw. werde ich über Fleig zu erfragen suchen. Ihre „Zwei Gräber“ besitze ich und Fleig kennt sie auch. Es scheint, dass Fleig zögert, Ihnen zu schreiben. Ich erinnere mich, dass Sie mir von Ihrem eignen Zögern gegenüber Binding²³ berichteten, und Sie werden das deshalb verstehen. <...>

Nr. 7
B/hs

Plettenberg, den 16. Oktober 1948

Lieber Herr Mohler,

Erhard Hürsch war von Sonntag (10. Okt.) abend bis Mittwoch mittag hier. Für mich waren das wundervolle Tage, am meisten, weil ich mit ihm über seine Gedichte und die von Gottfried Benn sprechen konnte. Es gibt für mich keine grössere Freude als solche Gespräche. Mittwoch mittag fuhren wir, mit einem befreundeten jungen Juristen, nach Wuppertal zu Gerhard Nebel, der uns mit Begeisterung empfing. Ich war mitgefahren, weil ich von Nebels Geburtstag her noch Sorge um seine Gesundheit hatte. Umso grösser die Freude, als ich hörte und sah, dass kein Grund zur Besorgnis mehr besteht. Der Nachmittag bei Nebel war herrlich. Nebel will nächstens im Rundfunk über Theodor Däubler sprechen.

Ihren Brief vom 5. Oktober brachte Hürsch mir mit. Vielen Dank! Für die Beantwortung bin ich etwas benommen, weil ich eigentlich alles schon Erhard Hürsch erzählt

²³ Gemeint ist hier nicht der Jurist Karl B., sondern der Schriftsteller Rudolf G. B.

haben. Besonders Ihrer Bemerkung über meine eigene, stets „verhüllte“ Position, welche „Verhüllung“ nur die andere Seite der mir öfters nachgerühmten Klarheit und Präzision ist, denn „Deutlichkeit ist eine gehörige Verteilung von Licht und Schatten“ (ein von Goethe zitierter Ausspruch J. G. Hamanns), ein Satz den ich Ihnen auch für die Abfassung Ihrer Dissertation ans Herz legen möchte. Dann haben wir viel über Ihr „Unterlaufen“ des Leviathan gesprochen. Ich glaube ich verstehe Sie darin sehr gut. Ich bin ja selber ein Fachmann dieses Unterlaufens. Vielleicht ist Gremmels²⁴ nicht soweit davon entfernt wie Sie denken. Dass sein Leviathan ein Kaninchen ist, wird er wohl selber wissen. Darüber dass man solche magischen Namen wie L. nicht vergeblich führen darf, habe ich ihn ernstlich belehrt. Der Titel: Die totale Demobilmachung wäre viel besser und wirksamer gewesen ohne die Beschwörung des Schattens, den der Name des L. wirft. Dass ein „Unterlaufen“ nur möglich ist, wenn man auch darüber steht, versteht sich für einen Eingeweihten eigentlich von selbst. Das liegt ja schon in dem Satz, den ich so gern zitiere: Erobern kann nur derjenige, der seine Beute besser kennt als sie sich selbst. Im andern Falle, nämlich ohne Überlegenheit, würde das Unterlaufen praktisch nur dazu führen, dass der sich tot stellende Käfer so plattgewalzt wird, dass er nur noch als Lesezeichen verwendbar wäre. Das Problem des „deutschen Buddhismus“²⁵ ist nur zum Teil ein Problem der eigenen „Vernichtung“; zum andern ist es die Frage, wie man der Gefahr entgeht, der Gefangene seiner eigenen Tarnungen zu werden. Auch das gehört noch zu dem grossen Problembereich: Unterlaufen des Leviathan.

Leider habe ich Ott noch nicht erreichen können. Ich freue mich auf den Augenblick, in dem Sie diesen ungewöhnlichen, bedeutenden Mann persönlich kennen lernen und hoffe, wenn auch etwas gegen die Hoffnung, dass das einmal eintritt.

Bei Dr. Hofmann werde ich mich bedanken. Besten Dank für die Adresse und auch für den Hinweis auf das Buch von Rudolf Todt.

Darf ich jetzt nochmals Ihre Hilfsbereitschaft in Anspruch nehmen? Der beil. Brief ist für meinen Freund Javier Conde Professeur de la Faculté de droit, Université Madrid, bestimmt. Diese Adresse (französisch oder spanisch) genügt. Ich wäre Ihnen dankbar,

24 Dr. Heinrich Gremmels (1913–1977) wurde 1940 von C. S. in Berlin promoviert, diente 1939 bis 1941 im gleichen niedersächsischen Regiment wie Ernst Jünger, wurde nach Kriegsende Stadtdirektor in Königslutter. Gremmels wurde im Kreis um C. S. bekannt durch zweierlei: erstens durch sein 1948 in der Reihe „Schriften der Zeit“ des Marées-Verlags, Wuppertal, erschienenes Buch „Der Leviathan und die totale Demobilmachung“ – eine genau auf die damaligen Unsicherheiten zielende Schrift von 132 Seiten. Zweitens fiel auf, daß er in jenen ersten Nachkriegsjahren meist zusammen mit seinem Freund Gerhard Nebel auftrat. Gremmels und Nebel schienen sich ideal zu ergänzen und erinnerten an die von Ernst Jünger eingeführte Unterscheidung zweier Typen: „Der Gattung der Skrupulanten, welche die Dinge mit den feinsten Gewichten wägt, entspricht eine andere, die nur mit Bergeslasten hantiert und die man als die der Posaunisten bezeichnen kann“ („Das abenteuerliche Herz“, zweite Fassung 1938, S. 219).

25 Vorwurf von AM, viele Deutsche würden sich, wenn es ihnen schlecht geht, in eine Art von „deutschem Buddhismus“ flüchten.

wenn Sie den Brief dort adressieren und nach Madrid schicken könnten. Auch würde ich gern versuchen, Conde ein Exemplar *Ex captivitate Salus* zukommen zu lassen. Soll ich Ihnen eins schicken; ferner (auf deutsch) meinen Vortrag über Donoso Cortés, den ich am 31. Mai 1944 in Madrid (auf spanisch) gehalten habe und den Sie noch nicht kennen, aber doch einmal lesen müssten. Das alles ist viel Arbeit für Sie, aber ich bitte Sie, es einfach abzulehnen, wenn es Sie in Ihrer Examensvorbereitung unterbricht.

Eine weitere Bitte betrifft die Frage, ob Sie eine Nummer des „Reich“ vom März oder April 1942 mit meinem Aufsatz „Beschleuniger wider Willen“ auftreiben könnten? Im Gespräch mit Hürsch kam die Rede darauf, ich habe kein Exemplar mehr und suche ihn verzweifelt.

Sie schreiben nichts von Oberheid. Vielleicht ist es nicht zu einem Kontakt gekommen. Das wäre kein Grund zum Ärger. Es ist immer ein Risiko des Misslingens bei solchen Begegnungen.

Examen d'abord! Schreiben Sie bald wieder Ihrem

C. S.

Nr. 8

B/ms

Lieber Herr Professor,

Basel, 19. 10. 48

Freund Erhard ist schrecklich vergesslich. Ich trug ihm nämlich auf, Ihnen zu berichten, dass ich hier einen schönen Tag mit Dr. Oberheid verbracht habe. Im Brief vergass ich das zu erwähnen. Oberheid hat ein selten mephistopholisches Aeusseres und ich hätte niemals einen Pastor in ihm vermutet, denn bei einem evangelischen Priester ist diese Verbindung ja wohl seltener als bei einem katholischen. Er <...> wusste mir viel Wertvolles zu sagen. Leider hat hie und da sein Gedächtnis ausgesetzt. Oberheid führte das auf eine Geisteskrankheit zurück, die ihn, wie er mir erzählte, im amerikanischen Gefangenenlager zeitweise gepackt hatte und von der er sich immer noch nicht ganz geheilt fühlt. <...>

Abends, nach der Arbeit an der Dissertation, lese ich Ihre Schriften wieder und diejenigen, die ich noch nicht kenne, neu. Ich schrieb Ihnen ja schon, dass sie mir seit dem Plettenberger Besuch klarer geworden sind. Eine Ausnahme macht bloss der „Leviathan“, der mir immer noch sehr verwirrend bleibt, und zwar nicht nur dort, wo, wie beispielsweise am Schluss des zweiten Kapitels, ein ganzes Feld bloss angedeutet wird. <...> Erstaunt hat mich das Auftreten Guénons²⁶. Kennen sie das gesamte Werk

26 René Guénon (1866–1951), französischer Esoteriker, der in Kairo als Muslim starb. AM wurde von dem schweizerischen (daher das „unser“) Lyriker Siegfried Lang (1887–1970) in Guénons Werk eingeführt.

dieses seltsamen Mannes? Siegfried Lang, einer unserer wenigen ernsthaften Dichter, hat mich vor einiger Zeit etwas in die Gedankenwelt dieses Denkers eingeführt.

In dem Dorf oder besser Vorort Allschwil bei Basel wohnt ein Arzt Dr. Hermann Augustin, der von Zeit zu Zeit seltsame, etwas verworrene Bücher schreibt. Das letzte hiess „Dante/Goethe/Stifter“. Nun arbeitet er wieder an einem grossen Werk, das dem Element des Wassers gewidmet ist und, wie ich höre, um Dante/Goethe/Melville kreisen soll. Ein mir befreundeter Buchhändler hat ihm nun Ihr „Land und Meer“ verschafft, das ihn sehr begeistert. Er ist ein Schriftsteller, bei dem sich unter ermüdendem Wust oft ganz herrliche Perlen finden. <...>

Nr. 9

B/hs

Plettenberg, den 4. Dezember 1948

Lieber Herr Mohler!

Seit Wochen warte ich auf Erhard Hürsch. Ich war vorige Woche in Wuppertal, um Ernst J. und Gerhard N. zu treffen, habe sie aber beide verfehlt. Frau Nebel erzählte mir, dass H. in Berlin krank geworden sei. Das macht mir natürlich einige Sorge. Wir hoffen immer noch, ihn vor Weihnachten hier auftauchen zu sehen.

Stossvers eines alten Professors:

Oft denke ich voll Seelenpein:

Wie weit mag Mohler's Arbeit sein?

Ihren Brief vom 19. Oktober habe ich noch nicht beantwortet. Ich schicke Ihnen heute den Donoso-Vortrag vom 31. Mai 1944 (es ist für mich schwierig, Abschriften zu beschaffen, deshalb hat es solange gedauert) und fühle, wie schwer es ist, mich verständlich zu machen. Dass mein „Leviathan“ voller Esoterik ist²⁷, habe ich Ihnen schon ge-

²⁷ Der „Leviathan“ von C. S. voller Esoterik? Sein Buch „Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes“ (1938) ist wohl das am schwierigsten zu entziffernde Buch von C. S. Im Hist. Wb. d. Phil. stellt Robert Hepp ihn so vor: „Leviathan (hebr. Liwjatan) ein im Buch Hiob neben dem Landtier Behemoth genanntes Seeungeheuer ...“ Vergrößert könne man B. und L. für Verkörperungen der Landmacht und der Seemacht nehmen. Für andere sei L. der leibhaftige Satan, das Böse schlechthin. Es habe sich jedoch in der Nachfolge von Hobbes der Sprachgebrauch eingebürgert, unter L. die künstliche Ordnung des Staates zu verstehen, welche der von B. verkörperten natürlichen Anarchie, dem Kampf aller gegen alle, ein Ende macht. In der liberalen Gesellschaft von heute werde L. meist als Kürzel für die den Menschen bedrückende „staatliche Allmacht“ verwendet.

sagt; erinnern Sie sich nur an den „Waschzettel“, oder an die Schlussätze des Vorwortes. Das gehört aber zum „Unterlaufen“. Von Guénon kenne ich vieles, aber leider nicht alles. Persönlich habe ich ihn nicht gesehen, wohl aber zwei Freunde von ihm. Es wird Sie interessieren, dass der Baron Julius Evola ein unbedingter Adept von Guénon war. Ich weiss auch nicht, ob G. noch lebt. Nach den letzten, allerdings schon einige Jahre alten Nachrichten, wohnte er in Kairo bei islamischen Freunden.

Vielen Dank für die Mitteilung über H. Augustin! Sein neues Buch möchte ich gern lesen. Diese Art von Autoren liebe ich mehr als die chemisch Reinen. Wie wäre ich sonst in Däublers Opus eingedrungen? Der Aufsatz „Staatliche Souveränität und freies Meer“ ist ein Vortrag, der am 7. Februar 1941 auf einer Historiker-Tagung in Nürnberg gehalten wurde und in der Sammlung „Das Reich und Europa“ bei Koehler & Amelang in Leipzig 1941 erschienen ist. Von der Parodie „Schattenrisse“ (1913) lege ich ein Exemplar für Sie zurecht, für den Fall, dass Erhard Hürsch noch soviel Platz in seinem Gepäck hat.

Ganz besonderen Dank für die Besorgung des Briefes an Conde! Ich habe noch keine Antwort von ihm. Aber die Nachkommen des Cid sind ebensowenig grosse Briefschreiber wie ihr grosser Ahne.

Sie haben mir lange nichts von H. Fleig erzählt. Wann sehen Sie ihn wieder? Und wie weit ist er mit seinem Däubler-Aufsatz? Was werden Sie in den Weihnachtsferien tun? Der Ansatz unseres Gespräches, das im Sommer dieses Jahres begann, wirkt in mir weiter. Ich verliere meine Zeit und gewinne meinen Raum. Oft habe ich Sehnsucht, das Gespräch fort zu setzen, gerade weil keiner von uns beiden weiss, wohin es führt. Machen Sie mir die Freude und geben Sie mir bald wieder Nachricht von Ihnen und sein Sie herzlich gegrüsst von Ihrem

C. S.

— — — — —
[ms]

Vom Verlag nicht verwendeter [sog.] Waschzettel Carl Schmitts zum Leviathan-Buch:

„Vorsicht!

Hast Du vielleicht schon einmal etwas von dem grossen „Leviathan“ gehört und drängt es Dich, in diesem Buch zu lesen? Vorsicht, mein Lieber! Dieses ist ein durch und durch esoterisches Buch, und seine immanente Esoterik steigert sich in demselben Masse, in dem Du in das Buch eindringst. Lass also besser die Hände davon! Leg es wieder zurück, an seine Stelle! Fass es nicht wieder an, mit Deinen Fingern, mögen sie nun gewaschen und gepflegt oder zeitgemäss blutig und gefärbt sein! Warte ab, ob dieses Buch Dir wieder begegnet und ob Du zu jenen gehörst, denen sich seine Esoterik öffnet! Die Fata libellorum und die Fata ihrer Leser gehören auf geheimnisvolle

Weise zusammen. Ich sage Dir das in aller Freundschaft. Dräng Dich nicht in Arcana, sondern warte, bis Du in gehöriger Form eingeführt und zugelassen wirst. Du könntest sonst einen Deiner Gesundheit schädlichen Wutanfall bekommen und versuchen, etwas zu vernichten, was jenseits aller Vernichtbarkeit steht. Das wäre nicht gut für Dich. Lass also Deine Hände davon und leg das Buch an seine Stelle zurück!

Aufrichtig Dein guter Freund
Benito Cereno

11. Juli 1938
Bestätigt Juni 1945
(„sieben Jahre sind rum“).“

Nr. 10
B/ms

Lieber Herr Professor,

Basel, 7. 12. 48

*Der Schüler denkt im Kämmerlin:
Wie bring ich's dem Professor bei,
dass, mangels guter Zauberei,
ich immer noch nicht fertig bin?*

zu seiner Entlastung legt er aber eine Foto des neuen Rektors der Basler Universität ab 1. 1. 49 bei. Dieser Ordinarius für neuere deutsche Literaturgeschichte ist der einzige hiesige Professor, zu dem ich ein tieferes Verhältnis gehabt habe. Ich habe mich aber seit meinem Deutschland-Jahr von ihm gelöst und er hasst mich tief und innig. Kurz nach meinem letzten Brief bin ich <...> zur Besprechung meines Examens zu ihm gegangen und er hat sich glatt geweigert, mich zu prüfen. <...>²⁸

Muschg war übrigens befreundet mit Hermann Augustin und war einer der wenigen, der Zutritt zum „Himmel“ hatte. Das Haus Augustins ist so eingerichtet: unten die „Hölle“ = die Praxis, darüber das „Fegefeuer“ = die Wohnung, ganz oben der „Himmel“ = die Bücherei. In der Bücherei steht eine Orgel, auf der spielte Augustin Muschg vor. Später kam es zum Bruch. Nun hat Muschg vor 14 Tagen seine Summa herausgegeben (was mir das Examen erleichtern wird). Er nennt sie „Tragische Literaturgeschichte“ (!) und sie reicht von den alttestamentarischen Propheten bis zum

²⁸ AM hat diese Tragikomödie unter dem Titel „Eine Promotion in Basel“ festgehalten in seinem Aufsatzband „Tendenzwende für Fortgeschrittene“ (1978). Rektor der Universität war der Germanist Walter Muschg (1898–1965), Verfasser der genialischen „Tragischen Literaturgeschichte“ (1948).

(zerrissenen) Thomas Mann. Dort heisst es über Stifter: „Er war jetzt bettlägerig und arbeitete die ‘Mappe meines Urgrossvaters’ um, indem er besonders den bizarren Anfang, den Selbstmord des Doktors Augustinus, auf später verschob ...“ Der Augustin in jener Erzählung Stifters ist jedoch nicht Doktor. Man suchte dem Arzt einzureden, dass Muschg sich eben verschrieben habe, doch Dr. Augustin wehrte ab: er kenne Muschg besser.

Ueber Augustins Buch habe ich Ihnen übrigens ungenau berichtet. Ein „Fegefeuer“-Bekannter von ihm hat mir die Idee des Buches nun genauer mitgeteilt. In einem Schema ausgedrückt:

Das Meer (Melville)	}	das Ganze eine
Der Dämon (Nietzsche)		Art Dämonologie,
Der Glanz (Dante)		

Der Aufbau symphonisch („das Meer rauscht durch alle drei Abschnitte“) <...>

Sie fragen nach Hans Fleig. Er hat mir eben geschrieben: „Wie du in deinem letzten Brief richtig vermutetest, habe ich C. S. noch nicht geschrieben. Es braucht bei mir leider immer sehr lange, bevor ich einen solchen Kontakt aufzunehmen wage. Man weiss nie, wo es hinführt. Und es braucht grosse Energie – Energie, die ich, wie ich befürchte, nicht habe. Verstehst du: es müsste sich um eine wirkliche Kontaktnahme handeln, d. h. ich müsste mich wirklich anstrengen. Ich habe aber bis an den Rand meiner Energien damit zu tun, mit der täglichen Zeitungsflut fertig zu werden und nicht zu ersaufen. Du musst mir glauben, dass der Ersaufungstod mir täglich droht. Wenn ich drei Tage die Zeitungen nicht verarbeite, schlägt die Flut über meinem Haupte zusammen – unrettbar, hoffnungslos, nichts mehr zu machen: lasciate ogni speranza ... Das ist das Fürchterliche an diesem Beruf. <...> Zum Glück ist es seit einigen Tagen ziemlich neblig. Dann sieht man die Welt nicht mehr.²⁹ Nur noch bis zu den Häusern vis-à-vis. So wird England beinahe schön. <...>“

Guénon lebt noch in Kairo. Ich bin etwas misstrauisch gegen ihn, obwohl ich ihn kaum kenne. „Deutscher Buddhismus“ und anderes ... Aus Evola komme ich auch noch nicht ganz draus. <...>

Oberheid war nochmals hier und ich machte mit ihm einen schönen Spaziergang am frühwinterlichen Rhein, ehe er zu Salin zum Essen ging. O. umriss sehr schön die Lage des Protestantismus in Deutschland. Er macht sich keine Illusionen – das schätze ich an ihm. <...>

29 Es war die Tragik von Fleig, daß er – begnadeter und vielgelesener Journalist – sich von diesem Beruf sein Leben lang nicht lösen konnte. Außer seiner Dissertation liegt kein Buch von ihm vor. – Nach Durchsehen der Druckfahne zu dieser Anmerkung schrieb Piet Tommissen am 8. 2. 95 an Mohler: „Mir gegenüber hat C. S. mindestens zweimal dasselbe über Sie gesagt!“

Nr. 11

B/hs

[Basel,] 18. 12. 48

Lieber Herr Professor,

<...> Hans Fleig schreibt mir: „Ich habe heute den Entschluss gefasst, Carl Schmitts Adresse in mein Notizbüchlein zu schreiben. Es ist komisch genug, dass Polytheismus physisch möglich ist, weil die Götter nicht so viel von einem verlangen. Aber mit mehr als einem Menschen intensiv verkehren ist ermüdend, oder unmoralisch, oder irgendwie sonst verdächtig.“ <...>

Ihr Cortés-Vortrag ist für mich recht beunruhigend geworden, und steht damit nicht allein unter Ihren Schriften. Zu Ihren anderen Gaben muss ich Ihnen die eines Banderilleros zuteilen. Ich habe bisher 1848 nicht die gleiche Bedeutung zugemessen wie den Jahren 1789, 1881, 1914. <...>

Nr. 12

B/hs

Pl. 22/12 48.

Lieber Armin Mohler!

Die Photographie, die Ihrem Brief vom 7/12 beilag, muss ich als Nachweis voller Entlastung anerkennen. Im übrigen hat Ihr Freund Hans Fleig natürlich recht. Aber wer einmal begonnen hat, in dem Spiel der sogenannten Lebens- und Berufsbewährung mitzuspielen, soll auch gut spielen. Eine tiefere Moral war mit meinen Besorgnissen um Ihr Examen nicht verbunden. Sie sagen, es sei schwierig aus einer Autobiographie eine Dissertation zu machen. Schwierig, aber notwendig und sozusagen Ehrensache. Oder wollen Sie tatsächlich in der Autobiographie stecken bleiben? Erst nach dieser Bemerkung von Ihnen wird es ernst.

Ich bin hier in einem Zustand des Wartens. Erstens auf Erhard Hürsch, der vor Weihnachten kommen wollte und bisher nicht gekommen ist. Ihre Mitteilung über seine Erkrankung in Berlin macht uns alle besorgt. Wir haben ihn lieb gewonnen. Er ist nämlich wirklich ein Dichter und in dem „Gestirn“ sind herrliche Sätze. Ich möchte eines Tages seinen terranen „Astrismus“ mit dem kosmischen Däublers näher vergleichen. Können Sie diesen Vergleich nicht einem Ihrer Literarhistoriker als Dissertationsthema vorschlagen? Wenn Hürsch kommt, sage ich ihm noch einiges dazu.

Dann warte ich auf Ernst Jüngers „Strahlungen“³⁰. Für Ihr Archiv schicke ich Ihnen einen Zeitungsaufsatz, der mir vor einigen Tagen von unbekannter Seite zugeschickt

30 Ernst Jünger, „Strahlungen“, 1949 (vgl. die Jünger-Bibliographie im Anhang) – der langerwartete Schlußband von Jüngers Kriegstagebüchern.

wurde. Die Publikation der „Strahlungen“ wird das Signal zu einer General-Debatte geben. Das dicke Buch von Gerhard Nebel³¹ wird dann auch wohl da sein.

Den für 1913 symptomatischen Ulk „Schattenrisse“ schicke ich Ihnen mangels eines wirklichen Weihnachtsgeschenkes. Das meiste ist heute unverständlich, einiges wirkt noch, wenn man sich mit einigen Flaschen guten Weines in die für Anspielungen nötige Aufgelockertheit hineinversetzt hat. Das ganze ist Bierzeitung und Dadaismus avant la lettre. Aber auf Thomas Mann sind wir nicht hereingefallen. Antrieb war die Wut über die stupide Uninteressiertheit, mit der das damalige literarische Deutschland auf ein Werk wie Däublers Nordlicht reagierte. Wer hätte damals ahnen können, dass es der Thomas Mann'schen Selbstenthüllungen von 1945 bedurfte, ehe man diesen ehrbaren Hochstapler allgemein als das erkannte, was er immer gewesen ist?

Ich habe noch eine Bitte an Hans Fleig. Im Jahre 1931 ist in London in der Sammlung „The Unicorn“ (herausgegeben von Christopher Dawson) eine (von mir nicht autorisierte) englische Übersetzung meiner Schrift „Römischer Katholizismus und politische Form“ erschienen. Verlag Sheed & Ward, 31 Paternoster Road, London E. C. 4. Titel: The Necessity of Politics (nicht von mir autorisiert). Könnte Hans Fleig ohne Mühe ein oder zwei Exemplare besorgen? Und wenn er Christopher Dawson trifft, der ziemlich bekannt ist, ihn daraufhin ansprechen? Schliesslich ist das droit moral des Autors ein sozusagen unveräusserliches und unentziehbares Recht, das selbst einem Diffamierten und Discriminierten noch zustehen müsste.

Das beiliegende Schreiben ist für Señor Antonio Tovar, Ladislao Martínez 1066 in Martínez F. C. C. A, República Argentina bestimmt. Ich kann von hier aus keine Luftpostsendung vornehmen. Würden Sie das für mich übernehmen? Freilich weiss ich nicht, was es kostet, und vielleicht ist Ihnen damit zuviel zugemutet. Das müssen Sie mir dann einfach sagen. Umso mehr, als ich Ihnen noch einen weiteren, spanischen Brief in einiger Zeit in gleicher Weise anvertrauen möchte, wenn ich Ihre Zustimmung dazu habe.

Heinrich Oberheid ist vorige Woche nach Hause (Godesberg) zurückgekehrt. Auf seinen Bericht bin ich sehr neugierig. Ich treffe ihn aber erst im Januar.

Wir alle – Frau Schmitt, Anima und ich – wünschen Ihnen zu Weihnachten und zum Neuen Jahr alles Gute. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir im kommenden Jahr die Möglichkeit hätten, Sie wiederzusehen. Vielleicht führt uns ein guter Stern wieder zusammen zu einem guten Gespräch. Das wäre allmählich notwendig, denn solche geistesgeschichtlichen Runen wie der Donoso-Vortrag lassen sich im Grunde überhaupt nicht anders als im Gespräch verstehbar machen.

Ich bleibe stets Ihr

Carl Schmitt.

31 Gerhard Nebel, „Ernst Jünger. Abenteuer des Geistes“ (Wuppertal 1949).

Nr. 13

B/hs

Pl. 24/12 48

Lieber Armin Mohler!

Ihr Brief vom 18. Dezember traf gleichzeitig mit einem Brief von Erhard Hürsch hier ein. Erhard kommt erst im Januar, wahrscheinlich erst Ende Januar. Der Brief, den er einem Bekannten nach dem Westen mitgegeben hat, ist voller Nachrichten, die im Ganzen die Sorge um seine Krankheit beheben.

Ihr Weihnachtsgruss traf pünktlich ein. Ich erwidere ihn herzlich, auch für Frau Schmitt und Anima. Ihre Mitteilung über Hans Fleig gehört zu meiner Weihnachtsfreude. Die neue Rolle des banderillero registriere ich zu den übrigen. Das Wichtigste: man muss seinen Feinden unbegreiflich bleiben.

Bitte erklären Sie mir doch, wenn auch nur mit einer Andeutung, was das Jahr 1881 in der Reihe 1789, 1881, 1914 für Sie bedeutet. Was meine Auffassung von 1848 angeht, so ist es für mich nur als Ausbruch und nur als pathognomischer Moment bedeutungsvoll.

In diesen Tagen der Wintersonnenwende erinnere ich mich daran, dass wir beide uns erst in diesem Sommer kennen gelernt haben. Jetzt stehen Sie mir schon sehr nah und Erhard Hürsch liebe ich, wie man nur einen Dichter lieben kann. Die wunderbare Freigebigkeit, die einen alten Mann wie mich mit solchen Begegnungen beschenkt, wird Ihnen in Ihren Jahren noch nicht zum Bewusstsein kommen. Ich will es aber doch nicht unausgesprochen lassen. „Fühle, wen du dir gewinnest“.

Noch ein Wort des Dankes für Ihre Mühe um meine Korrespondenz in den hispanischen Raum. Könnten Sie den Donoso-Aufsatz an Prof. Javier Conde, Jur. Fakultät der Universität Madrid schicken? Ich gebe Erhard Hürsch eine neue Abschrift mit. Dann wollte ich Ihnen noch vorschlagen, keine Porto-Gutscheine mehr nach Deutschland zu schicken. Das Missverhältnis der beiderseitigen Wertberechnungen ist zu gross. Ein Schweizer Franken ist ein vielfaches als Kaufpotenzial im Verhältnis zu den 60 Pfennig, die die deutsche Post für zwei Gutscheine gibt (hier kostet ein Hühnerei 1.20 DM). Verzeihen Sie, dass ich davon spreche, aber gegenüber dem Leviathan sind wir doch Schicksalsbrüder.

Kommen Sie gut in das Neue Jahr, lieber Armin Mohler, schreiben Sie mir oft und vernachlässigen Sie keine Möglichkeit, dass wir uns wiedersehen.

Ich bleibe mit vielen Grüßen und Wünschen
stets Ihr

Carl Schmitt.

Nr. 14

B/ms

Lieber Herr Professor,

Basel, 4. 1. 49

<...> Die „Schattenrisse“ haben mir grosse Freude gemacht! In einem Zuge habe ich sie durchgelesen und finde nicht bloss die angemerkteten Stellen auch heute noch le-senswert. Aber es sind irgendwie keine Parodien. Die Grundfarbe ist anders. Man sollte vielleicht einen Vergleich mit Bleis „Bestiarium“ durchführen – dann käme der Unterschied wohl deutlich heraus.

Warum das Jahr 1881? „Ich erzähle nunmehr die Geschichte des Zarathustra. Die Grundkonzeption des Werks, der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann –, gehört in den August des Jahres 1881.“ <...>³²

Nr. 15

B/hs

Pl. 17/1 49

Lieber Armin Mohler!

Jetzt wird es Zeit, dass ich Ihnen schreibe, wenn es auch nur ein Wort der Empfangsbestätigung für Ihre drei Sendungen und des Dankes für Ihre Bemühungen ist. Alle drei Sendungen (3 Aufsätze von Hans Fleig, ein Brief vom 4. Januar und die Übermittlung des Briefes von Conde aus M.) sind gut und pünktlich hier eingetroffen.

Die drei Aufsätze³³ von Hans Fleig sind für mich zu einer aufregenden Begegnung geworden. Seit den besten Artikeln von Paul Scheffer³⁴ (im früheren Berl. Tageblatt) habe ich das nicht mehr erlebt. Aber Fleig ist viel moderner, beziehungsvoller, „velociferischer“ (ein Wort Goethes) als Paul Scheffer; die mindestens sieben Hintergründe integrieren sich müheloser, ich meine das Aktuell-tagespolitische, das Weltgeschichtli-

32 Das Jahr 1881: Nietzsches Proklamation der Ewigen Wiederkunft, von AM aufgefaßt als Beginn der Moderne.

33 Aus der Zürcher Tageszeitung „Die Tat“ (gegründet von dem Reformator Gottlieb Dutweiler), deren Londoner Korrespondent Fleig damals war.

34 Paul Scheffer, Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“, – es wird später noch in Zusammenhang mit seinem Schützling Margret Boveri von ihm die Rede sein – hat Anfang der 20er Jahre auch C. S. unter seine Fittiche genommen. Dieser berichtete gern über den engen Kontakt mit Scheffer, der ihn u. a. vom Segen kurzer Absätze in den Manuskripten überzeugte.

che, das Soziologische, Moralisch-Ethische, Geistesgeschichtliche, Weltanschauliche und Metaphysische, das durch einen hohen Grad ironievoller Bewusstheit fermentiert wird. Das hatte ich wirklich nicht erwartet.

Es wäre wunderbar, wenn sich die in Basel verortete Trinität einmal bereitfände, eine Ferntagung hier im Sauerland anzuberaumen. Auf Erhard Hürsch warten wir sehnlichst; hoffentlich hält er, was er angekündigt hat und kommt er Ende Januar.

Zur Belebung der Däubler-Arbeit von Hans Fleig lege ich die Photographie eines Däubler-Porträts bei, das zur Zeit in Hagen i. W. auf einer Ausstellung hängt. Es hat Fehler, z. B. wirkt die wohl Chagallisch gemeinte linke Hand wie ein Fremdkörper. Aber es ist eine Symphonie der grossen Däubler-Begeisterung, die im westfälischen Industriegebiet herrscht. Der Maler heisst Wilhelm Wessel und lebt in Iserlohn. Er war einige Jahre mit Däubler in Byzanz und Griechenland. Das Bild ist in diesem letzten Jahr aus der Erinnerung gemalt. Der Name des Malers braucht keine antifaschistischen Affekte zu entfesseln, denn sein Träger ist glorreich entnazifiziert.

Von W. Wessel³⁵ erhielt ich auch das Dez. Heft 1947 der Deutschen Rundschau (Herausg. Paetel) geliehen, mit einem Romankapitel, das Ernst Barlach über Däubler geschrieben hat. In dem gleichen Heft steht von E. Salin „Irrgang der Wissenschaft“, der den Mangel an Christentum beklagt, der sich seit einiger Zeit so bedauerlich bemerkbar gemacht hat und zu den Ursachen des Nazismus gehört.

Damit ständen wir in der Nähe Ihres Datums 1881. Bleiben wir aber lieber beim korrigierten „Irrgang“. Wir wollen hoffen, dass sich die Welt bald bessert und Harmonie und Frieden die letzten Hindernisse der universalen Glückseligkeit schnell und möglichst schmerzlos zunichte machen. Dazu eignet sich das „Christentum“ ganz vorzüglich, besonders das „beyond the line“. Sin mas por hoy, lieber Armin Mohler. Es wäre gut, wenn wir uns bald wiedersehen könnten. Interessiert Sie ein Aufsatz von Kurt Hiller aus der „Weltbühne“ vom Oktober 1932, der gegen O. Paetel und noch viel böser gegen mich gerichtet ist? Gehört Paetel nicht in Ihre Dissertation?

Ich freue mich über jede Zeile von Ihnen und bleibe Ihr

Carl Schmitt.

P.S. Zwei Verse:

Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt,
Und er wird uns, wir ihn, zum selben Ende hetzen.

Was bedeuten und woher stammen diese Verse? Intelligenzfrage an jeden Leser der kleinen Schrift: Der Begriff des Politischen. Wer die Frage nicht aus eigenem Geist be-

35 Der Maler Wilhelm Wessel (1904–1971) ist C. S. zweifach verbunden: erstens als Sauerländer (aus Iserlohn), zweitens durch seine Wanderfreundschaft mit Theodor Däubler. Frau Irmgard W. gilt als eine der begabtesten westdeutschen Malerinnen der Jahrhundertmitte.

antworten kann, sollte sich hüten, über jene kleine Schrift mitzureden. Wohlgemeinter Rat an Figuren wie Kurt Hiller, Hans Barth, William Ebenstein etcpp.

— — — — —
[ms]

Völkerrecht der Zukunft im Unterricht der Zukunft.

1. Kapitel: Der gerechte Krieg.

Fritz: Jetzt sage ich aber: Nie wieder Krieg!

Lehrer: Bravo, mein lieber Fritz! Aber hör mal bitte einen Augenblick zu! Wir sind uns doch wohl darüber einig, dass man Recht tun muss und Unrecht nicht dulden darf?

Fritz: Gewiss.

Lehrer: Verbrechen müssen bestraft, Uebeltäter müssen unschädlich gemacht werden.
Fr. Klar.

L. Nun kommt es leider vor, dass Verbrecher die Macht an sich reißen, sei es mit List und Tücke, sei es mit Gewalt. Es gibt Uebeltäter, die ganze Länder und Völker beherrschen.

Fr. Schlimm genug.

L. Die müssen dann natürlich umso gründlicher bestraft und unschädlich gemacht werden.

Fr. Unbedingt.

L. Wenn nun so ein mächtiger Verbrecher sich wehrt, muss man vielleicht sogar Krieg mit ihm führen.

Fr. Krieg?

L. Jawohl, Fritz, Krieg. Hab nur keine Angst. Eigentlich ist das gar kein Krieg. Es ist nur eine Art Rechtsverwirklichung. Es ist dasselbe wie eine Zwangsvollstreckung. So etwas machen die Vollstreckungsbeamten jeden Tag.

Fr. Na ja, aber doch nicht mit Atombomben.

L. Sicher nicht. Aber das macht juristisch keinen Unterschied. Du sollst ja gerade juristisch denken lernen. Juristisch ist das gar kein Krieg.

Fr. Wenn aber auf beiden Seiten große Heere mit allen Waffen gegen einander kämpfen? Das soll kein Krieg sein?

L. Meinetwegen nenn es Krieg. Du mußt dann jedenfalls zugeben, dass es ein gerechter Krieg und eine gute Tat ist.

Fr. Schön.

L. Die guten und gerechten Menschen tun sich zusammen und bestrafen die bösen und ungerechten.

F. Sehr schön.

L. Wenn dann der Bösewicht besiegt ist, muß er büßen.

Fr. Mit Recht.

L. Bedenke aber auch, lieber Fritz, die Unkosten eines solchen Krieges. Der Gerechte kann doch nicht umsonst Krieg führen. Bedenke ferner, dass solche Verbrecher immer wieder rückfällig werden. Der Gerechte muss sich also auch gegen Rückfälle sichern. Das alles kostet heutzutage viel Geld. Wir müssen uns also gründliche Entschädigungen, Wiedergutmachungen, Schmerzensgelder, Kautionen, Pfänder und Sicherungen geben lassen.

Fr. Ausgezeichnet.

L. Siehst du, mein lieber Fritz, das ist doch alles gar nicht schwer zu begreifen. Wer es nicht begreift, ist offenbar dumm oder frech. Vermutlich ist er selber ein Verbrecher, den wir am besten gleich im Voraus unschädlich machen.

Fr. Bravo!

L. So, Fritz, jetzt können wir schon unsere ersten völkerrechtlichen Grundsätze aufstellen. Also: Der Krieg wird abgeschafft und streng verboten. Nur gerechte Kriege sind erlaubt. Sie sind sogar Pflicht jedes anständigen Menschen. Gerechte Kriege sind solche Kriege, die von gerechten Menschen aus einem gerechten Grunde gegen solche Menschen geführt werden, die Unrecht tun.

Fr. Das kann man wohl sagen: Gerechte Kriege sind solche Kriege, die von solchen Menschen gegen solche geführt werden. Vollkommen klar.

L. Du siehst, mein lieber Fritz, das Völkerrecht ist gar nicht so schwer. Das schwierigste Problem haben wir jetzt schon gelöst. Ich kann dir sagen, dass alle grossen Denker aller Zeiten unsere Auffassung teilen. Theologen aller Konfessionen, Philosophen, Juristen und Menschenfreunde aller Art gehen mit uns einig.

Fr. Wunderbar. Dann wird es ja wohl bald Frieden geben.

L. Wird es auch. Es gibt nur noch einige Schädlinge und Verbrecher. Sie sind das letzte Hindernis des Weltfriedens. Gegen sie werden wir demnächst einen gerechten Krieg führen.

Fr. Großartig! Also auf in den gerechten Krieg!

Weihnachten 1948

Nr. 16

B/hs

Pl. 25/2 49

Lieber Herr Mohler!

Allerherzlichsten Dank für die beiden inhaltvollen Karten vom 18. und 19.! Primum promoveri, deinde vivere! Von Gerhard Nebel habe ich seit seiner Rückkehr aus Basel nichts mehr gehört, doch habe ich durch den Verlag die Tagebücher „auf ausonischer

Erde“³⁶ erhalten. Nicht einmal eine solche Verunstaltung wie die auf S. 161 kann meine Sympathie für Nebel ändern. Ich möchte ihm nur ein schönes geistesgeschichtliches Kolleg über den ihm anscheinend noch nicht zum Bewusstsein gekommenen Begriff der „Meinung“ (opinio) halten.

Unendlichen Dank für die Besorgung des Ms an Javier! Das war für mich seit Jahren die erfreulichste Nachricht; diese Karte möchte ich noch beim Weltgeist abgeben, und zwar auf spanisch. Hat eigentlich Hans Fleig ein Exemplar bekommen? Wenn Sie ihm schreiben, teilen Sie doch bitte mit, dass ich in Hamburg bei Herrn Dr. Max Sidow die Totenmaske Däublers gesehen habe; sie ist aber nicht mehr porträt-ähnlich geworden, weil sie zu spät (am 2. oder 3. Tage) gemacht worden ist.

Leider ist von Javier noch nichts hier angekommen, weder ein Brief, noch ein Paket. Briefe erwarte ich nicht viele, weil die Spanier schreibfaul sind. Das Paket scheint verloren gegangen zu sein, ebenso wie, leider, das Ihrige vom 9. Dezember. Unser – Frau Schmitt's, Anima's und mein – Dank ist derselbe, lieber Herr Mohler. Wir wollen uns nicht ärgern.

Ich schicke Ihnen hier den beregten[?] Artikel von Kurt Hiller mit der Bitte um spätere Rückgabe (er ist mir als eines der vielen Beispiele für die Unterstellung des Wortes und Begriffes „Vernichtung“ von dokumentarischem Wert; als Beispiel für die selbstgerechte Naivität, mit der der Feind in einen Verbrecher verwandelt wird und als Beispiel für die Unfähigkeit zu dem Begriff des justus hostis). Ich hatte übrigens vor 14 Tagen bei den Dominikanern in Walberberg ein langes friedliches Gespräch mit P. Stratmann, der auf S. 499 von Hiller apostrophiert ist. Vielleicht lässt Hillers Feind-Gezappel Sie ahnen, welcher wunderbaren Dialektik der Begriff „Feind“ fähig und bedürftig ist.

Damit soll es für heute genug der Unterbrechung Ihrer Dissertations-Askese sein. Es bereitet mir ein unermessliches Vergnügen, Sie mir in Ihrer Studierstube vorzustellen, als hundertprozentigen nichts-als-Doktor-Arbeiter der Stirn und der Schreib-Faust. Gut so. Deinde vivere! Wer aber „Leben“ sagt ist schon gerichtet, meint Gottfried Benn.

Ich überlasse mich oft der fröhlichen Erwartung, dass wir uns irgendwie in diesem Jahre wiedersehen werden. Das Alter gewährt mir, als rührende Kompensation für körperliches und anderes Missgeschick, die schönsten Kranichzüge nicht nur des Geistes sondern auch der Phantasie.

Schliesslich noch eine Frage: ich höre, dass 1946 eine gute Edition von Hobbes' Leviathan, durch Michael Oakeshott bei Blackwell in Oxford erschienen ist, kann aber nicht erfahren wie teuer. Darf man Hans Fleig dieserhalb bemühen; der momentane Kurs der D-Mark könnte einen kühn machen. Leider habe ich keinen Bekannten in England, an den ich mich wenden könnte. Fragen Sie also Hans Fleig erst einmal nach

36 Gerhard Nebel, „Auf ausonischer Erde / Latium und Abruzzen“ (ital. Tagebuch 1943–1944), Wuppertal 1949.